

in Württemberg e. V., Stuttgart-O
Schiller-Rosenstr. 11, Rf. 4/1940

SCHWÄBISCHE HEIMAT

HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / APRIL 1962

2



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

Vertriebskennzeichen E 6197 F

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege
von Landschaft, Volkstum, Kultur

Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes
herausgegeben von Ernst Müller

INHALT

1962

13. Jahrgang

Zweites Heft — März / April

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELMUT DÖLKER

WERNER FLEISCHHAUER

WALTER GRUBE

PETER HAAG

WALTER KITTEL

OTTO LINCK

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle zwei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 6.– geliefert. Ein Jahrgang von 6 Heften umfaßt etwa 15 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuchs“. – Beim Bezug durch Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt der Jahresbezugspreis für 6 Hefte DM 7.50. – Einzelheft DM 1.50. – Für Postbezieher: Kein Bezugspreis, nur V-Stücke.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle Stuttgart, Charlottenplatz 17/II, von sonstigen Beziehern an den Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Urbanstraße 14, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Merkur Werbung, Stuttgart, Staffenbergstraße 44; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

Druck: W. Kohlhammer Stuttgart

Titelbild: Blühende Birnbäume auf der Alb

Aufnahme: Hans Schwenkel †

Die Legende vom Frühlingsenzian
Gedicht von Bernhard Hönes 41

Ostern auf der Alb – wie es früher war
Von Clara Mayer-Bruckmann 42

Ewiger Frühling
Gedicht von Therese Köstlin 43

Urväterhausrat im Äbler Bauernhaus 1962
Von Angelika Bischoff-Luitblen 44

Nordstetten in den ersten Schwarzwälder
Dorfgeschichten Berthold Auerbachs
Von Edna Huttermaier-Spitz 50

Soll der „Prediger“ in Schwäb. Gmünd
abgebrochen werden?
Von Peter Haag 57

Zaubermittel gegen Tollwut
Von Felix Burkhardt 62

Therese Köstlin zum 85. Geburtstag
Von Hermann Ziegler 65

Nochmals: Mörike und Raabe
Von Franz Oswald 67

Musikalisches Porträt einer kleinen Stadt
Von Ernst Häußlinger 69

Erinnerung an August Lämmle
Von Karl Heinrich v. Neubronner 72

Tagung des Arbeitskreises für deutsche
Hausforschung
Von Max Lohß 73

Buchbesprechungen 74

Mitteilungen des Schwäb. Heimatbundes . 78

Die Legende vom Frühlingsenzian

Gott schuf, so meldet ein Bericht,
Das Firmament aus reinem Licht.
Als nun am siebten Schöpfungstag
Das Menschenpaar im Grase lag,
Da jammerte die Eva: „Oh!
Die weiße Helle blendet so!“
Der Herr besann sich ohne Groll,
Wie er dem Evchen helfen soll.
„Ich habs, sprach er, sei stille, Frau!
Ich streich die ganze Wölbung blau.“

An einem schönen Frühlingsmorgen
Stieg frei er von Regierungssorgen
Zur Alb hinauf, die hatt' er gern,
Und Malen war die Lust des Herrn.

Dort oben, gleich am steilen Trauf,
Stellt er die Himmelsleiter auf.
Farbtopf und Pinsel frisch zur Hand
Sucht er sich einen festen Stand
Und streicht nun mächtig hin und her,
Als ob er grad der Herrgott wär.
„Durchsichtig, dacht' er, muß ich malen,
Der kleinste Stern soll durch noch strahlen.“
Und hatte er zuviel im Pinsel,
Dann spritzt er wohl das Farbgerinnsel,
Es fernzuhalten seinem Kleide,
Mit raschem Schwunge auf die Heide.

So malte er ein großes Stück
Laut pfeifend oft vor Schaffensglück.
Und reichte dann sein Arm nicht weiter,
Schritt er mit seiner Doppelleiter,
Als ob er Riesenstelzen hätte,
Zu einer neuen Arbeitsstätte.

Doch schließlich war die Alb zu End
Und blau das ganze Firmament.
Mit schwerem Arm, im Herzen heiter,
Stieg er herab von seiner Leiter,
Sah prüfend nach dem Werke droben
Und sprach: „Ich muß mich selber loben.
Kein Streifen, keine dünne Stelle,
Wohltuend blau und doch noch helle!“

Wie war die arme Eva froh!
Jetzt blendete es nicht mehr so.

Doch sieh – im kurzen Heidegras
Was für ein Wunder ist denn das?
Im ganzen Alb- und Malrevier
Da leuchtet blau es wie Saphir.

Wohin ein Tröpfchen Farbe fiel,
Ein Blümlein steht auf straffem Stiel,
So blau, als wär der Himmel ganz
Gepreßt in dieses Blütleins Kranz.
Am Braunwardsbühl, im Jägerlehn
Die holden Himmelsäuglein stehn,
Zu Zwein, zu Drein, in Scharen itzt,
Wie eben so ein Pinsel spritzt,
Und in der blauen Blüte Kreis
Ein Tupfen schimmert blütenweiß.
Der Herr beschaut es froh und lacht:
„Das hat mein Pinsel gut gemacht!

So soll einst jeder Fleck auf Erden
Sich wandeln und mein Bote werden.
Zum Zeichen dessen strahle du
In jedem Lenz dem Wandrer zu!“

Und auf der Alb gedieh fortan
Der blaue Frühlingsenzian.

Bernhard Hönes

Ostern auf der Alb — wie es früher war

Von Clara Mayer-Bruckmann

Wir Kinder waren ganz mit der Natur verwachsen, denn wir lebten lange Jahre in einem Marktflcken auf der Heidenheimer Alb. Nach dem langen, kalten Winter waren wir selig, wenn sich die ersten Vorboten des Frühlings zeigten und wir von sonntäglichen Wanderungen Palmkätzchen, Würstchen, Seidelbast und etwas später Märzenbecher, Anemonen, die wir „Henneblume“ nannten, und „Gockelersblume“, das so treffend bezeichnete Lungenkraut mit nach Hause brachten. Über den Gipfeln der Wälder kreisten dann die Bussarde mit heiserem Schrei, die Stare fingen an zu schwatzen, und ein Festtag war es, wenn über den Feldern die ersten Lerchen sangen und sich in den blauen Himmel schwingen. Seltener konnten wir den ruhigmajestätischen Flug der Gabelweihe bewundern, wie sie mit weit ausgebreiteten Fittichen im Äther schwamm.

Wir hatten unsere kleinen Geheimnisse, die streng gehütet wurden, wußten, wo der Huflattich seine gelben Sterne entfaltete, wo Veilchen unter dürrer Laub dufteten und der Frühlingsenzian auf sumpfigen Wiesen leuchtete. Wehe, wenn die Dorfjugend das gewußt hätte! — Wir selbst durften nur ein paar Blümchen zum Strauße pflücken und die Achtung vor der Natur wurde uns früh eingeprägt.

Je näher die Osterzeit rückte, desto größer war unsere Freude und Erwartung. Beim Spielen sangen wir um diese Zeit in ahnungsloser Unschuld: „Drei Woche vor Ostere, dau gat der Schnee weg, dau heiratet mein Schätzle und i haun en Dreck.“

Am Gründonnerstag durften wir immer unsere Ahne besuchen, die ein paar Dörfer entfernt wohnte; wir mußten an diesem Tage soweit es uns möglich war fasten, bis wir zu ihr kamen, dann erhielten wir nüchtern einen Apfel zu verspeisen, der uns gegen Krankheit feien sollte. Sie war über 80 Jahre alt und glaubte fest an alle diese Dinge, die sich von Sippe zu Sippe weitersprachen. Einmal begegneten wir ihr am Karfreitag bei strömendem Regen mit dem Rock über dem Kopf, sie blinzelte nur zu uns herüber und sagte mit prophetischer Stimme: „Wenn’s am Karfreitag regnet, battet koin Reg! —“ Allgemein bekannt war unter dem Landvolk die Heilkraft der Karfreitagsbutter, die für alle Schäden gut sein soll. Wir Kinder gaben uns große Mühe, an diesem Tage ungeweckt aufzustehen, denn wir wußten, daß sich’s dann leicht

aus den Federn schlüpfen läßt das Jahr über. Bei den Bauern, die gerne ins Glas gucken, hieß es: „Wer sich am Karfreitag von allem Trinken enthält, wird das Jahr über wenig Durst bekommen.“ Bei den meisten blieb es aber bei dem einen Tag. —

So wuchsen wir auf, umgeben von alten Bräuchen und Sitten. In der Karwoche hielten wir fleißig Ausschau nach dem Hasen, der infolge seines eiligen Laufes manch Ei und Zuckerhäschen fallen ließ, das wir so ganz von ungefähr auf der Wiese vor unserem Häuschen entdeckten.

Acht Tage vor Ostern, am Palmsonntag, erwachte eines von uns als „Palmesel“ und wurde mit Scherzen und Neckereien überschüttet, die dann plötzlich in Unarten und Geheul endeten, wie das bei Kindern üblich ist, wo lachen und weinen nahe beisammen wohnen. Abgesehen von den Ferien war dies auch sonst ein feiner Tag; unter Hopsen und Springen sangen wir im Verein mit unsern Kameraden: „Heut ist der Palmsonntag, da bächt ma Bretzge, dau will i na sitze koin Wörtle schwätze“ (weil man den Mund zu voll hatte). Weit und breit berühmt in der ganzen Gegend war der Brezgemarkt am Hungerbrunnen, wo die Kinder von den Paten, die Mädeln von den jungen Burschen beschenkt wurden. Die reinste Wallfahrt setzte ein: Alles, was nur gehen konnte, zog hinaus durchs Hasental, über grünende Wiesen, vorbei an knospenden Buchen, und wenn der Kuckuck rief, wurde heftig das mehr oder weniger magere Geldbeutelchen geschüttelt. Das Brünnele selbst war aber das Wichtigste vom ganzen Ausflug; denn ob es Wasser hatte und wieviel, was von der jeweiligen Schneeschmelze abhing, davon wollte sich jedes selbst überzeugen. Ein alter Aberglaube war damit verbunden: Lief es dünn und spärlich, so war ein Hungerjahr zu befürchten, blieb es aber ganz aus, so gab es Unruhen im Lande oder gar Krieg. Außerdem hatte der Brunnen seine Geschichte als eine Freistätte in früheren Zeiten. Drei Ortschaften hatten daran teil: Heldenfingen, Heuchlingen und Altheim. Sollte also, nehmen wir mal an, aus der Ortschaft Altheim einer in Ulm hingerichtet, beziehungsweise aufgehängt werden und dieser konnte sich trotz der Menge, die den Platz umlagerte und ihn verfolgte, losmachen und glücklich am Hungerbrunnen landen, so war er frei. Mit brennendem Interesse ließen wir uns das immer

wieder erzählen und eine große Rolle spielte es unter den Buben bei ihren Spielen. In den nächsten Tagen zogen wir in den Wald hinaus mit Körbchen am Arm, um Moos für die Nestchen zu holen, die im Haus- oder Baumgarten versteckt wurden. „Gageragag, der Has hat g'legt“, rief die Mutter am Ostermorgen, und darauf hatten wir nur gelauert, um nach allen Richtungen hinauszufitzen und in dem großen, ländlichen Garten zu suchen. Das war eine Freude, ein Jubeln und Lachen, besonders wenn ein sogenanntes „Scheinnest“, fein säuberlich gemacht, aufgefunden wurde. Zum Schluß wurde die ganze Beute eingesammelt und verteilt. Der Kaffeetisch an diesem festlichen Morgen sah fröhlich aus mit bunten Blumen und Bändern, in der Mitte das Eierkörbchen; große springende Teighasen mit dunklen Rosinenaugen, auch Osterlämmer mit Zucker bestreut liefen darüber hin wie über eine Wiese. Nach dem Kirchgang ging es ans Knabbern und Schlotzen, Vater machte sich immer einen Spaß daraus sämtlichen Hasen die Ohren abzubeißen, was großes Hallo hervorrief, aber auch zur Vorsicht mahnte und manch Häslein wieder in sein Versteck wandern ließ.

Die Art, wie die Süßigkeiten von den einzelnen Geschwistern verzehrt wurden war grundverschieden und recht bezeichnend. Bei den einen leerte sich das Nest schon nach wenigen Tagen, die andern hatten noch nach Wochen Vorräte. Den Nachmittag verbrachten die Dorfkinder gemeinsam bei österlichen Spielen. An der Katzenbuche war ein Berg, blau von „Baurebüble“ (Traubenhyazinthen), der sich ganz besonders gut zum Eierhutschen oder -hurgeln eignete, wobei natürlich die runden am besten rollten. Jetzt ging es ans Raten, ob Engele oder Teufele, was

von der helleren oder dunkleren Farbe des Dotters abhing. Dann kam das Eierpicken an die Reihe, wobei wir mit dem spitzen Ende gegeneinanderstießen und wetteten, wessen Ei zuerst zerbrechen würde. Am lustigsten von allem war das Eierlesen: Jemand mußte eine Anzahl Eier, gewöhnlich 100 Stück, eines nach dem andern auflesen und in einen abseits stehenden Korb tragen, bevor ein anderer von einem ihm gesteckten Ziel zurückkommt. Vorher werden die Eier in festlichem Umzug im Dorfe gesammelt und am Schlusse natürlich verspeist, dabei sangen wir manch netten Reim.

Von der Ahne wußten wir auch um einen alten Osterbrauch, wie sie ihn noch als junges Ding ausgeübt hat. Das ist das Schöpfen des Osterwassers vor Sonnenaufgang ohne ein Wörtchen zu sprechen, sonst verliert es seine Kraft.

Nimm ä Schüssel
 Zur Osterzeit;
 Geh an's Flüssel,
 Aber sei g'scheit! –
 Mußt dich ducken,
 Schöpfst Wasser 'raus;
 Darfst nicht mucken,
 Sonst wird nichts draus!

Wer sich mit dem Quellwasser wäscht, bleibt nicht nur frisch und gesund, sondern hat auch ein wirksames Heilmittel für andere.

Wir sind längst in alle Winde verstreut, aber etwas von der Heimatpoesie ist uns haften geblieben und begleitet uns wie eine traute Melodie durch alle Wirrnisse des Schicksals.

Ewiger Frühling

Wenn die ersten blauen Veilchen blühen,
 Halbversteckt im jungen Grün der Au,
 Wenn die zarten Silberwölkchen ziehen
 Durch das lichte, sonnenhelle Blau,

Dann durchklingt ein wehmutvolles Tönen
 Rings die hold erwachende Natur,
 Denn, ein Schatten von dem Ewigschönen
 Ist die frühlinggrüne Erde nur.

Therese Köstlin



Truhe mit gedrehten Säulen, handbemalt

Urväterhausrat im Äbler Bauernhaus 1962

Das Fazit eines sonntäglichen Rundgangs

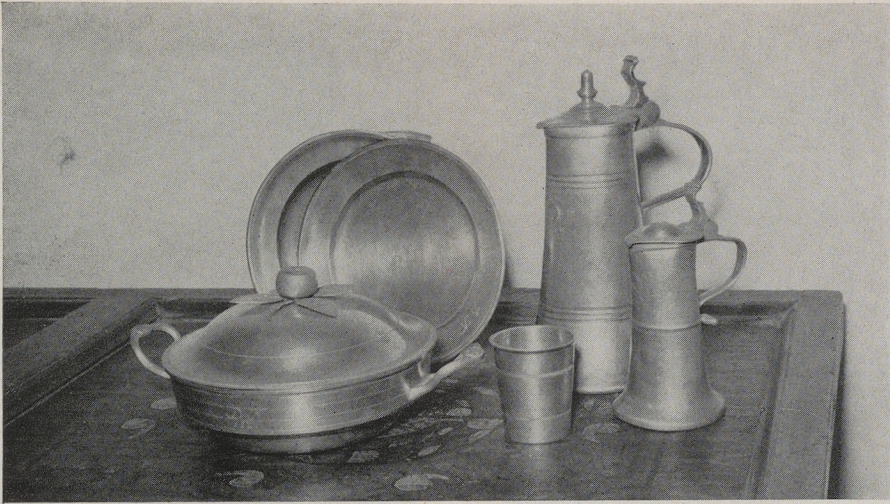
Von Angelika-Bischoff-Luithlen

Ein Brief hatte mich erreicht: Dr. B., der alte Schulkamerad, teilte mir mit, er schreibe, wie ich wahrscheinlich wisse, zur Zeit an einem Büchlein über unsere schwäbischen Albdörfer. Er tue es, weil er glaube, daß auf unserer rauen und abgelegenen Hochfläche mit ihren bauernstolzen und der Tradition zugetanen Bewohnern sich doch einiges noch erhalten habe an Bräuchen und Lebensweisheiten, Tänzern, Liedern, früheren Trachten und alter Handwerkskunst; kurz, daß es hier noch bemerkenswerte Reste jener lebendigen Volkskultur gäbe, von der die letzten beiden Jahrhunderte so erfüllt gewesen seien. Mancherlei habe er schon entdeckt, gesammelt und geschrieben; am Kapital Hausrat sei er stehengeblieben, und es sei ihm klargeworden, daß er hier mit musealem Wissen nicht weiterkomme. Er müsse hinaus in ein Dorf und sich selbst überzeugen, wie es stehe. Er komme also am Sonnabend und bringe die Leica mit; ob ich ihn führen und beherbergen wolle? Er möchte einige Bauernhäuser besuchen und sehen, wie sie heute seien und was man noch an Altem finde. Es gäbe doch wohl noch da und dort eine vom Groß-

vater ererbte Truhe, ein Bord mit Zinntellern, ein Schmuckkästchen mit Uhren und Halsnustern? Natürlich, eine tote Ausstellungsstube oder ein Dorfmuseum wolle er nicht sehen, das komme nicht in Frage für sein lebendiges Buch. Auch solle ich ihn beileibe nicht zu so einem alten Kauz führen, der vielleicht aus gutgemeinter Heimatromantik oder stillen Hoffnungen auf geldliche Zubuße „Altertümer“ sammle. Er wisse schon, es gäbe da und dort welche. Nein, er wolle den Zustand sehen, wie er jetzt sei, unbeschönigt und klar; vor allem interessiere ihn die innere Einstellung der Leute zu den Lebenszeugnissen ihrer Vorfahren.

* * *

Es war ein nebliger Abend im Spätherbst, als ich mich aufmachte, Dr. B. vom Omnibus abzuholen. Ich hatte vorher noch einen Gang zu tun und wanderte durch die Straßen und Gäßlein unseres Dorfes; zäh und klebrig haftete der Straßenschmutz an meinen Schuhen, dunstig blakten die elektrischen Lampen



Zinngeschirr: Suppenschüssel mit „Apfelmuster“, Teller, Becher, Krüge

aus den Städeln. Die Bauern luden Rüben ab und ließen sie auf hölzernen Rinnen in ihre Keller hinunter; einige waren auch beim Dreschen, beim „Maschinen“, wie sie das in der neuartigen Sprachformulierung nennen. Seit vielen Tagen schon dröhnten die Dreschmaschinen in und vor den Scheunen, ich sah die müden Gestalten dem Stall zuwanken, mit mürrischen Gesichtern, überdrüssig der langanhaltenden Arbeit, schmutzig, halb krank und hustend vom geschluckten Staub. Beim Paulesbauer blieb ich eine Weile stehen, auch er war beim Maschinen, einer der wühtigsten, betriebsamsten Bauern bei uns; er hat eine Menge neuer Maschinen, wenig Leute, selten ein freundliches Wort und nie Feierabend. Ihn hat, wie so manchen Albbauern, das Verdienstfieber ganz und gar gepackt; der Fleiß, den seine Vorfahren noch nötig gehabt hatten, um der kargen Erde die Nahrung abzuringen, macht ihn heute zum ruhelosen Raffer, zu einem, der „gar nicht genug kriegen kann“, wie man im Dorf sagt. Mir wurde schwer ums Herz, gleich mußte Dr. B. da sein. Heute, an diesem düsteren Dreschtag, und etwa noch den Paulesbauer nach der Einstellung seiner Vorfahren zu fragen, mußte eine entsetzliche Niederlage werden. Volkskultur? Alter Hausrat? Ich hörte im Geist schon Gelächter.

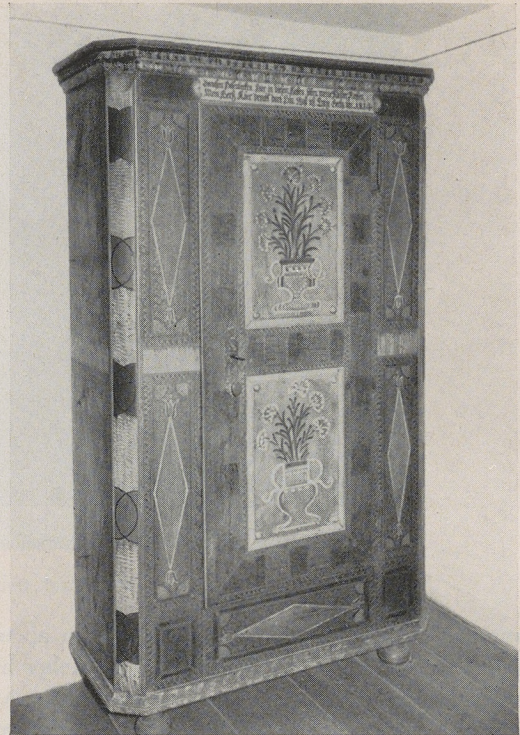
* * *

B. war noch immer ganz der Alte, voller Pläne, Begeisterung und jugendlichem Schwung. Nur mit Mühe hielt ich ihn davon ab, abends noch einige Häuser zu begehen, indem ich ihm vorstellte, wie

müde die Leute am Samstagabend seien. Nun solle er sich einmal stärken, und dann wollten wir uns über seine Wünsche unterhalten. Der Abend wurde gemütlich und gehaltvoll, ich bekam Teile seines Manuskripts zu hören und ließ mich von seiner Lebendigkeit fortreißen; doch, es ist schön auf unserer Alb, das erfuhr ich im Augenblick mehr aus seinem Buch als durch die nebeldüstere Wirklichkeit. Ich vergaß die öde Betriebsamkeit, wurde zuversichtlicher und begann nun doch, mich an einige Leute zu erinnern, die noch alte Sachen besaßen und sie vielleicht auch zeigen würden. Zu B. schwieg ich darüber, meinte, man müsse das dem Zufall überlassen, wie er es ja gewünscht hatte. Er fragte auch nicht viel, er lebte ganz in seiner Arbeit und hatte auch recht damit, sie wuchs und gedieh und war auf dem besten Wege, etwas Rechtes zu werden. In der Frühe des Sonntags wollte B. zunächst allein auf Hausratreise gehen, ich bestärkte ihn darin und behielt die stillen Reserven für mich, sollte er nur Erfahrungen sammeln. Seine Nase, meinte er, würde ihn schon weisen.

* * *

Ich hatte dieser Nase, obwohl sie nicht klein war, nicht allzuviel zugetraut, aber der Doktor kehrte noch zerknitterter zurück, als ich gedacht hatte, er sagte zunächst überhaupt nichts. Ich schwieg auch, ich kenne diesen leiderfüllten Zustand, wenn einen mitten im Vollgefühl der gelingenden Arbeit würgender Zweifel überfällt. Ein wenig machte ich mir auch Vorwürfe; vielleicht hätte er gar nicht kommen sollen, vielleicht hätte ich ihn warnen, ihm den wahren



Links: Schrank im Ulmer Stil – Rechts: Bemalter Kleiderschrank mit der Aufschrift „Hier in diesem Kasten / Sollen meine Kleider rasten / Mein Hertz aber denkt dorthin / Wo ich ewig seelig bin“. 1814

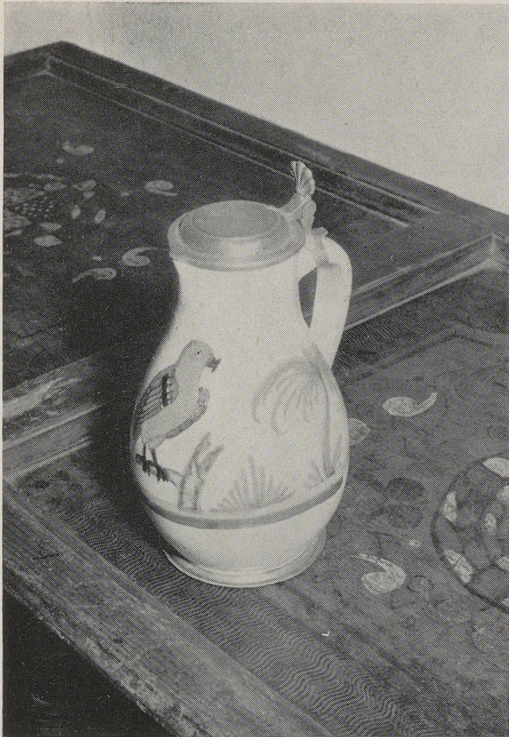
ren Sachverhalt gleich schreiben sollen. „Furchtbar!“ fing er an. „Es gibt überhaupt nichts mehr! Was es gab, ist ausgeraubt, zerschlagen, zerschmolzen, verbrannt, auf den Abfallhäufen verludert! Und nun: Hochglanzpolierte Büfetts, Öldrucke, Frisiertoiletten mit langen seidenen Parfümquasten darauf, Couches und Sofakissen mit grellbunten Schwarzwaldlandschaften – aber niemand lebt, ißt, schläft oder frisiert sich in diesen Sachen, sondern das tut man in der Küche, weil die Zimmer zu „schön“ sind und zu teuer waren! Ach, wo ist die stilvolle alte Älberstube geblieben mit der Eckbank, dem spreizbeinigen Tisch davor, dem Sorgenstuhl, dem weißbeknopften Lederkanapee und dem altdeutschen Ofen? Wo ist das Stilgefühl geblieben, der Sinn für das Angemessene, das dem eigenen Leben wirklich Gemäße?“ Seine Verzweiflung rührte mich, und ich fragte ihn aus, wo er denn gewesen sei? Allem nach hatte er besonderes Pech gehabt.

* * *

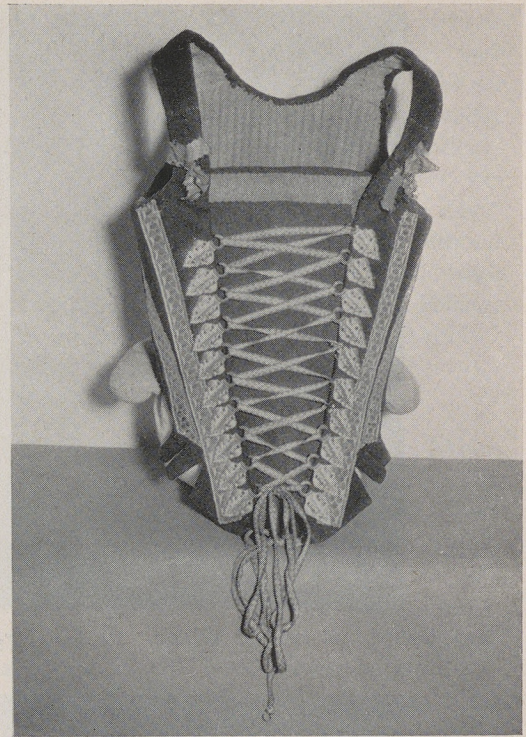
Es kostete mich einige Worte der Überredung, Dr. B. ein zweites Mal zu einem Gang durch das Dorf zu bewegen. „Ich sehe ein, daß ich zu romantisch gedacht

habe“ sagte er betrübt, als er neben mir herging. „Die Umwälzung hat sich schon viel heftiger vollzogen, als ich dachte.“ Vielleicht, dachte ich. Aber nun muß ich dich davor hüten, das Kind mit dem Bad auszuleeren.

Der alte Seckler Pfrang war daheim. Ein Seckler ist ein Lederhosenmacher; dieser nun schon bald ausgestorbene Berufsname erheiterte meinen Begleiter schon etwas, obwohl er hier nur den Hausnamen bedeutet, denn Lederhosen hat nur Pfrangs Vater noch gemacht. Der Sohn ist auch schon betagt, weit über die 80 hinaus, aber rüstig und lebhaft. Die Stube seines „Ausdinghäusles“ hat noch dasselbe Gesicht wie vor einem halben Jahrhundert, ja, der ehrenfeste Wasseralfinger Ofen mit dem altwürttembergischen Wappen und den gedrechselten Säulenbeinen trägt die Jahreszahl 1740. Der Greis entschuldigte sich sehr wegen dieses Ofens; der „alte Knabe“ habe längst ausgedient und ziehe nicht mehr so recht, aber eigentlich sei das ja bei ihm auch so, daß er schon ausrangiert und aufs Gnadenbrot noch da sei. So seien halt zwei alte Knaben zusammengeworfen, und einer müsse mit dem anderen Nachsicht haben. Ich sah meinem Begleiter, der die Leica spielen ließ,



Mit Vögeln und Palmen bemalter Steingut-Krug



Schnürmieder, um 1814

an, daß er das Gespräch über die alten Knaben genossen hatte und daß er gern noch länger geblieben wäre, wenn ich nicht zum Weitergehen gedrängt hätte. „Zu den Alten und den Armen muß man scheints gehen“ meinte er. „Früher brauchte die Kultur eine gewisse Wohlhabenheit, um zu blühen, heute scheint es umgekehrt zu sein.“

* * *

Eine feststehende Regel darf es aber nicht werden, dachte ich und ging mit B. zur Posthalterei hinüber. Dies ist der größte und begütetste Hof im Dorf, ein ehemaliger Maierhof, später Pferdewechselstation mit lebhaftem Durchgangsverkehr, Thurn- und Taxis'sche Post und vielbesuchtes Gasthaus. Die Gebäude sind nicht mehr alt, aber manches überkommene Stück steht darin, die Besitzerfamilie ist stolz und bauernbewußt und in einer Art von ungeschriebenem Herrschaftsverhältnis zu den Dorfleuten stehend, fast eine Dynastie, auch heute noch. Die junge Frau zeigt gern die schweren Zinnkannen, die Teller und Becher, die Suppenschüssel mit dem Apfelknauf, alles mit dem „englischen“ Stempel versehen. Einen schönen Fayencekrug hat sie, mit Vögeln und Palmbäumen darauf, eine lederne Geldkatze, die man um

den Leib schnallen kann, und einen seltsamen, eingelegten Tisch, der aus Venedig stamme, wie sie meint und den wohl einer der vielen Durchreisenden einmal habe hier stehen lassen. Auf ihren „Ulmer Schrank“ ist sie besonders stolz, diese Stadt ist ja mit ihrem eigenen Möbelstil bekannt geworden und manches Bauernhaus auf der Alb hat sich einst mit Möbeln aus der Donaustadt, zu der lebhafteste Handelsbeziehungen führten, eingerichtet. Die alten Stücke waren in diesem Hause nicht gerade ein Mittelpunkt, aber sie waren doch gepflegt und aufbewahrt und paßten zu den neuen Sachen, die solid und gemütlich und nicht übermodern waren. Auch die Mädchen im Haus waren schlicht und einfach und nicht „beim Stadtfriseur in Behandlung“, wie B. anerkennend sagte. Ich konnte hinzusetzen, daß immer noch einige Familien zurückhaltend und schlicht geblieben sind und nicht alles ungefragt annehmen, was die Großstadt, leider meist aus zweiter und dritter Hand, auf das Land schickt.

* * *

Das Küferregele ist stolz auf ihren gemalten Schrank und zeigt ihn gern. Sie war auch heute zugänglich, ließ ihr Prachtstück von allen Seiten fotografieren



Taufjäckchen



Halsschmuck aus Granaten mit Goldschloß, sog. „Nuster“

und erzählte ausführlich und bilderreich die Geschichte ihrer Großmutter, der der Schrank gehört hatte und die vom Blitz erschlagen worden war, mit der Sichel auf dem Feld beim „Antragen“. Wir durften das Bild der Ahne sehen, es war von einem Blütenkranz aus ihren echten Haaren umgeben, und auch den Leichentext sagte uns Regele her, indes wir auf zwei Stühlen vor ihrem Kleiderkasten saßen und von den Birnen aßen, die obenauf lagen, grasgrün aussahen, aber zuckerstüß schmeckten. Regele ist ein älteres und schon ein wenig verhutztes Mädchen, trägt die trachtenähnliche Kleidung aus dunkelblauem Cheviot mit schwarzer Lüsterschürze, die die eigent-

liche Bauertracht auf unserem Dorf abgelöst hat, und gibt gern und begeistert auch hierüber Auskunft. Früher habe natürlich alles noch „den Rock“ getragen, nur Pfarrers- und Lehrerskinder mit ihren Müttern seien „städtisch gegangen“. „Für ons Leut' hätt'se dees net g'hört“, schloß Regele demütig. Jetzt sei halt alles anders. „Wenn d'Mädla raute Strümpf a'hent ond d'Wäga ohne Gäul fahret, no ischs en dr andra Zeit“ habe der alte Nachtwächter immer gesagt, und der habe prophezeien können. Aus der Offenbarung habe er das gehabt. Und jetzt hätten ja die Mädchen rote Strümpfe, neulich habe sie das gesehen. Wir wußten zwar nicht recht, was die

Mädchenstrümpfe mit der Offenbarung zu tun haben sollten, aber wir gaben uns zufrieden und nahmen Abschied. Recht hatte er ja schließlich gehabt, der Nachtwächter.

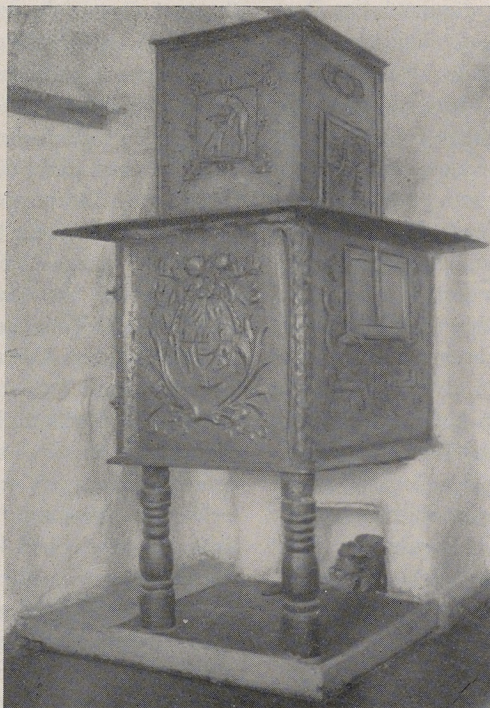
* * *

Als die Schulbäuerin, freundlich und behäbig unter der Tür stehend, von unserem Anliegen erfuhr, meinte sie, da müsse sie zuerst ein Reischüchle holen und in der oberen Stube Feuer machen. Wir wehrten ab, B. besonders wollte keine „Umstände“ machen, aber es nützte nichts und mir wars im Stillen recht. Die Schulbäuerin war meine bedeutendste Reserve, ihre Schätze sollte man nicht mit kalten Fingern betrachten müssen. Es war auch schnell warm und der Feuerschein zuckte übers Schulbauers herrlich bemaltem „Fußnetkasten“. Mein Besucher blitzte schon und nahm auch noch zwei Truhen, bei uns „Siedeln“ genannt, aufs Korn, ehe die freundliche Bäuerin nur zu Wort kam. Sie öffnete dann den Deckel – und nun konnte Dr. B. lachen, denn darin lagen Ausstattungsstücke der Bräute des Hauses bis zum Jahr 1814 zurück! Der ganze Hauch dahingegangener Zeiten wehte uns an: Schnürmieder mit silbernen Haken, Goller aus rotem Tuch mit Goldband, feinleinene Untergoller, Krägen, Hauben (Schnabel- und Mohrenhauben), Bänder, Tücher, Schürzen, oft noch

ungetragen, einfach weitergegeben von Frau zu Frau, von der Mutter zur Schwiegertochter. Aber auch Männerkleider waren da, der Kirchenrock und der Dreispitz, dazu Uhren, Trauringe, Schmuckstücke, Rekrutensträuße und Ketten in bemalten Spanschachteln und Kästchen. „Anderthalb Jahrhunderte!“ rief Dr. B., das ist ja fast unglaublich in unserer Zeit!“ „Ach“, meinte die Bäuerin, „wir dürfens ja auch nur pflegen und weitergeben und behalten nichts, wenn unsere Zeit um ist. Gottlob krieg’ ich eine Söhnerne (Schwiegertochter), die was von dem Zeug hält!“

* * *

In der Montagfrühe stand B. mit Leica und Mappe in der Omnibustür und gab mir die Hand. „Ich danke dir“, sagte er, „ich habe viel gelernt, Gutes und Schlimmes – der Bogen spannt sich viel weiter, als ich dachte.“ „Es gibt halt auch hier sotte und sotte, solche und andere,“ gab ich lachend zurück. „Aber weißt du“, rief er lebhaft und sprang noch einmal herab, „die, die beides sehen und in sich haben, das Vergangene und das Gegenwärtige – das sind die Stärksten, auf die dürfen wir bauen. Es ist nicht alles nur Romantik, was ich jetzt hier drin“ – er klopfte auf die Leica – „habe. Und jetzt leb’ wohl!“



„Altdeutscher Ofen“ aus Wasseralfingen mit altwürttembergischem Wappen und der Jahreszahl 1740

Nordstetten in den ersten *Schwarzwälder Dorfgeschichten* Berthold Auerbachs

Von Edna Huttermaier-Spitz

„Ich habe ohne Scheu ein bestimmtes Dorf, meinen Geburtsort genannt“, erklärte Berthold Auerbach im Vorwort „Vorreden spart Nachreden“ zur ersten Gesamtausgabe seiner *Schwarzwälder Dorfgeschichten*. „Nordstetten kommt zum ersten Male in die Litteratur“ schrieb er an seinen alten Lehrer Frankfurter in Nordstetten im Januar 1842. Im nächsten Jahr war es schon so weit. „Ich lasse jetzt 2 Bände *Schwarzwälder Dorfgeschichten* drucken“ heißt es in einem weiteren bis jetzt noch unveröffentlichten Brief Auerbachs an Frankfurter¹. „Sie spielen alle in Nordstetten . . . ich habe in allen meinen Geschichten Nordstetten unmittelbar genannt, es kann wohl sein, daß das Dorf gewissermaßen dadurch zu einem Renomme kommt von dem sich die Leute nichts ahnen ließen.“

Man kann heute noch in Auerbachs wirklichem Nordstetten, einem schwäbischen Dorf zwei Kilometer bergauf von Horb am Neckar, sein Geburtshaus sehen: ein einfaches, zweistöckiges Gebäude, ein wenig abseits von der Landstraße, die durch das Dorf geht. Die frühere Gedenktafel an den jüdischen Dichter fehlt, aber Auerbachs Grabstein ist auf dem jüdischen Friedhof außerhalb des Ortes erhalten. Das 1739–1740 im Rokokostil umgebaute Schloß steht noch wie zu Auerbachs Zeit; der kleine Eckturm aus dem frühen 16. Jahrhundert ist noch vorhanden, der Schloßbrunnen nicht mehr. Gegenüber steht das Wirtshaus „zum Ochsen“, unweit von dem ursprünglichen Lokal des Adlerwirts, der jetzt in einer anderen Gasse ausschenkt. Vermutlich war der Adlerwirt in den Dorfgeschichten der Ochsenwirt, Auerbachs Großvater. Mitten im Dorf und etwas erhöht sieht man sofort die Pfarrkirche zum heiligen Mauritius, einen neu verputzten Bau im modernen Rundbogenstil mit Zwiebelturm. Außerhalb des Dorfes liegt der Buchhof des Buchmaiers der Dorfgeschichten und die Heide, Hochbux genannt. Die Froschgasse führt einen heute noch hinaus auf das Schießmäuernfeld, von wo man die breiten Felder und dahinter das ganze bewaldete Neckartal sehen kann . . . wie es der junge Berthold oft erlebt hatte.

Berthold Auerbach wurde am 28. Februar 1812 als Moses Baruch Auerbacher, Sohn des jüdischen Händ-

lers und Landmanns Jakob Auerbacher, in Nordstetten geboren. Mütterlicherseits stammte er aus dem Hause des Gastwirts Samuel Frank, eines leichtlebigen Musikanten, den der Schriftsteller Jahre später in der Dorfgeschichte *Der Geigerlex* verewigte. Nach den Nordstettener Geburtsregistern läßt sich feststellen, daß Eltern und Großeltern aus diesem Dorf gebürtig waren. Als Dorfjude wuchs der Knabe unter den katholischen schwäbischen Bauern auf (Auerbach behandelt eingehend die jüdischen Verhältnisse im Dorfe in der Geschichte *Der Lauterbacher*), und da das Dorf kein Ghetto kannte, durfte er mit allen Bauernjungen seines Alters nach Herzenslust herumtollen und als echtes Kind des Ortes an allen Lustbarkeiten teilnehmen². Juden und Christen wohnten friedlich zusammen in Nordstetten, und im Gasthof zum Ochsen kehrten sie alle ein.

Die Mutter arbeitete in dem Gasthof ihres Vaters, lernte dort die Sitten, Gestalten und Bedürfnisse der Bauernschaft gründlich kennen und teilte sie alle ihrem jungen Sohn mit. Als die „lebendige Ortschronik ihrer Zeit“³ wurde sie die erste und vielleicht die reichste Quelle zu Auerbachs Dorfgeschichten. Durch den Beruf des Vaters in seinem geschäftlichen Verkehr mit allen Leuten gewann das Kind auch einen reichen Einblick in das Leben und Treiben des Dorfes. Dazu verbrachte der Dorfknabe auch manche Stunden beim Schmied, wo viele Geschichten aus der Vergangenheit von den Greisen und Faulenzern, die sich dort sammelten, erzählt wurden⁴. So hat der junge Auerbach im Dorfe ahnungslos einen unerschöpflichen Vorrat von Stoffen und Charakteren gesammelt.

1822 kam Bernhard Frankfurter nach Nordstetten als Lehrer an die israelitische Volksschule. Unter seinen Schülern war damals der junge Auerbach. Die beiden wurden gute Freunde, besuchten einander in späteren Jahren und blieben bis zum Tode des begabten Lehrers in brieflichem Verkehr.

Mit dreizehn Jahren ging Auerbach nach Hechingen in die Schule, und die Jugend als Dorfkind war zu Ende. Auerbach sah sein Dorf, nach dem er sehr Heimweh hatte, nur noch während der Ferien, wie er es später in seinem *Ivo* ausführlich beschrieb. Ab

und zu hatte Auerbach Besuche in Nordstetten gemacht, „um die Anschauungen (seines) Heimatlebens zu erfrischen“⁵. Er hat sogar seinen Heimatpaß jedes Jahr verlängern lassen, denn er sah sich immer noch als Nordstetter an⁶.

Im August 1840 ist Berthold Auerbachs Vater in Nordstetten gestorben. „Unendlich tief“, schrieb er an seinen Freund Jakob am 11. September, „hat der Schmerz gewühlt in meinem Innern über den Tod meines Vaters“⁷. Diesen Schmerz suchte er durch lange Wanderungen im Siebengebirge zu stillen. Er wanderte auch nach Plittersdorf. „Von tiefster Heimatsehnsucht erweckt, schrieb ich unter der großen Buche bei Plittersdorf die Entwürfe zu den ersten zwölf Dorfgeschichten“⁸. In einem Brief vom 24. November 1843 schrieb er weiter: „Es war um die Zeit, als mein Vater starb, da war es, als ob meine Kindheit neu auferstehen wollte . . .“⁹. Der junge Auerbach schrieb also damals die Geschichten aus tiefstem Heimweh nieder, wie er noch 1880 in einem Brief berichtet¹⁰. Wehmütig gab er sich den Erinnerungen der Nordstettener Jugendtage hin, die er dann in den Dorfgeschichten schilderte. Die Mutter Kaufmann, bei deren Familie er sich zu jener Zeit in Bonn aufhielt, und der er diese Jugenderinnerungen mitteilte, hatte ihm zugeredet, sie aufzuzeichnen und dadurch das Andenken an den Vater und an die Heimat zu verewigen¹¹.

Schon im Winter 1842 schrieb er seine Gedanken in den Dorfgeschichten nieder. „Alle Seiten des jetzigen Bauernlebens sollten hier möglichst Gestalt gewinnen“ heißt es in dem Aufsatz „Vorreden spart Nachreden“, der 1843 in der Zeitschrift *Europa* und 1857 als Vorwort zur ersten Gesamtausgabe erschien. Diese Absichten beschrieb er schon im September vorher in einem Brief an die Buchhandlung Cotta als „das ganz häusliche, religiöse, bürgerliche und politische Leben der Bauern“, welches er „in bestimmten Gestaltungen zur Anschauung bringen“ wollte¹². In seiner Reihe von Dorfgeschichten nahm er bald das eine, bald das andere Moment als Grundlage, um so allmählich das ganze bäuerliche Leben darzustellen. Auerbach hat genau geplant, worüber er schreiben wollte: „Ich habe es versucht, ein ganzes Dorf gewissermaßen vom ersten bis zum letzten Hause zu schildern; die vorkommenden Sitten und Gebräuche sind dem wirklichen Leben entnommen, so wie auch die Lieder . . .“¹³. Zu diesem Bilde der Wirklichkeit hat er ein bestimmtes Dorf als Quelle benutzt, seinen Geburtsort Nordstetten.

In den frühen Dorfgeschichten schöpfte er in erster Linie aus Erinnerungen seiner Kindheit und aus

Jugendeindrücken. Seine frühesten Erinnerungen gingen bis in sein drittes Lebensjahr zurück¹⁴. Dazu stand Auerbach sein Leben lang in Briefwechsel mit Frankfurter, der ihm manche Auskunft über Nordstetten vermittelte und dadurch die Jugendeindrücke ergänzte. Besonders zur Zeit der Entstehung seiner Nordstetter Erinnerungen stellte der junge Dichter diesem Dorflehrer viele direkte Fragen, denn er wollte genau wissen, „wie es eigentlich gewesen war“. Frankfurter versorgte ihn mit sehr aufschlußreichen Antworten, die Auerbach dann unmittelbar in den Geschichten verwendete. Die aus dieser Korrespondenz erhaltenen Briefe aus dem Nachlaß Auerbachs im Schiller-Nationalmuseum in Marbach werden im Anhang meiner Wiener Dissertation: *Studien zu den Schwarzwälder Dorfgeschichten Berthold Auerbachs. Berthold Auerbach als Realist. Mit besonderer Beziehung auf die Darstellung des Dorfes und seiner Einwohner* genau wiedergegeben. Es handelt sich um drei Briefe: einen von dem Lehrer Frankfurter an Auerbach, am 13. Februar 1842 in Nordstetten geschrieben, worin er die vierzehn Fragen über Nordstetten ausführlich und sachlich beantwortet, die ihm Auerbach in einem Brief aus Mainz im Januar gestellt hatte¹⁵, und zwei weitere von Auerbach aus Mainz, die viele Fragen über Nordstetter Details an Frankfurter stellten: Nr. 6187 vom 27. Februar 1842 mit neun langen Fragen und Nr. 6188 vom 2. März 1843 mit sechs Fragen. 1843 erschien bei Bassermann in Mannheim der Doppelband der ersten neun *Schwarzwälder Dorfgeschichten*.

Woran Auerbach sich aus seiner Jugendzeit nicht mehr recht erinnern konnte, das ließ er sich von Frankfurter ergänzen. Gewissenhaft und pedantisch genau stellt er dem Dorfschulmeister Fragen: „Wie heißen die ‚Zelken‘ in Nordstetten, ich weiß noch, daß eine Schießmauerfeld . . . heißt; Wie heißen die Gassen . . . ich weiß nur noch . . .; Wie lange . . . gehörte Nordstetten zu Vorderösterreich?“, fragte er im Januar 1842, „Gieb mir nur genaue Beschreibung des Sees im Dettenseer Wald . . . auch die genaue geographische Lage; eine Beschreibung des Buchhofes . . . und ob das Gut früher ein Herrngut war“, verlangte er im folgenden Brief. Im nächsten Jahr will er „genau den Weg von Nordstetten nach Ehingen“ und „die Namen einzelner Pflanzen“ wissen. Im selben Brief heißt es: „Was Du also von dem Genannten oder auch sonst habhaft machen kannst, schreib mir.“

Auch nach einzelnen Personen fragt er. „Schreibe mir auch einige dort vorkommende Namen von Bauern und Bäuerinnen auf . . . auch Spitznamen oder



Berthold Auerbach, nach einer zeitgenössischen Photographie um 1865 im Schiller-Nationalmuseum Marbach

Unnamen“¹⁶. „Kannst Du mir nichts über des Wagners Konradsbub sagen“; Überhaupt theile mir mit was Du von besonderen Charakterzügen . . . von einzelnen, auffallenden Personen weißt, lasse Dir nichts zu klein sein und theile mir es nur mit“¹⁷. Gleichfalls läßt sich Auerbach Details über das öffentliche Dorfleben geben. Er interessierte sich besonders für die Volkslieder, „die dort noch gesungen werden“ und er will sie „von Anfang bis zu Ende genau im Dialekt ohne Rücksicht auf Grammatik und Orthographie“ haben¹⁸. Wenn er sich nur noch an eine Strophe erinnert, will er vom Lehrer die anderen haben¹⁹. Die Zeremonien und den Spruch beim Bau muß er genau wissen, und weiteres über andere Feste. Sogar die Kinderspiele interessieren ihn²⁰. Immer verlangte er das Echte und Charakteristische, und das hat er auch bekommen, denn der Dorflehrer kannte die Eigenart seiner Schwarzwälder Bauern gut. Frankfurter antwortete immer ausführlich und konnte es auch, denn sein Wissen war „ein enzyklopädisches“, und sein „treues Gedächtnis ließ ihn den Stoff massenhaft in sich aufnehmen“²¹. Schon vor seinem aufschlußreichen Briefwechsel mit

Frankfurter schrieb Auerbach Notizen zu acht Dorfgeschichten nieder, die als Urentwürfe gelten. Dieses Notizbuch mit dem Titel *Bausteine*. 11. Feb. 1840 ist auch im Marbacher Nachlaß erhalten. *Der Hemdklunker*, d. h. ein Kind, das nur mit einem Hemd bekleidet ist, lautet der Titel des ersten und längsten Urentwurfes. „Der Hemdklunker ist ein stark aufgeschossener, starkknochiger aber tolpathscher Bauernbursch“ heißt es hier. „Tolpathscher auch so genannt.“ Auf „Tolpathsch“ wird der Bauernbursch auch sofort umgetauft, denn schon die Erstfassung, die auch in Marbach zu finden ist, trägt diesen wohlbekannten Titel der ersten und wahrscheinlich bekanntesten der frühen Schwarzwälder Dorfgeschichten. Für die Leser, die diese Geschichte noch nicht kennen, ist der Inhalt hier kurz angegeben:

Der siebzehnjährige Bauernbursch Aloys Schorer, dessen Freunde ihn „Tolpathsch“ nennen, wohnt in Nordstetten, füttert seine Kühe, beobachtet die Frauen beim Spinnen und hängt sein Herz an Marannele. Sein Gegner ist der Knecht und ehemalige Kavallerist Jörgli. Mit zwanzig Jahren muß Aloys Soldat werden, und Marannele verspricht ihm, bis zu seiner Rückkehr auf ihn zu warten. Er rückt nach Stuttgart ein, legt in der Kaserne einen Teil seiner Blödigkeit ab und wird zum erstenmal als ein Mann angesehen. Zur Kirchweih kommt er auf Urlaub nach Hause und freut sich auf ein Wiedersehen mit dem Marannele. Da erfährt er, daß Marannele inzwischen von dem kecken Jörgli verführt wurde und ihn heiraten muß. Der Tolpathsch ist so traurig, daß er sich erhängen will, aber er geht statt dessen ins Wirtshaus, um zu vergessen. Hier kommt es zu einer großen Prügelei zwischen dem Jörgli und ihm. Vom Dorfschütz bestraft, kehrt er wieder in die Kaserne zurück. Der Mathes aus Amerika schickt ihm Geld, er kauft sich vom Militär los und wandert nach Amerika aus. Am Ende der Geschichte schreibt er einen Brief, worin er über sein Heimweh und sein gutes Fortkommen in *Neu-Nordstetten am Ohio-Flusse in Amerika* berichtet.

Aloys Schorer hat dem jungen Auerbach Pfeifen aus Lindenzweigen geschnitten²². Auch hielt Auerbach sich gern bei dem Schmied Jakob, dem Vater Maranneles auf²³. „Des Jakobens Marannele“ hieß ihn „immer bei (seinen) Besuchen nach Nordstetten schon von ferne willkommen“²⁴, und die Frau des Mathes vom Berg war Magd bei den Auerbachers²⁵. Alle stammen aus des Dichters wirklichem, eigenem Nordstetten. Zu den Hauptgestalten führt er noch eine Menge Nordstetter Leute vor — — den Knecht Xaver, den Nachtwächter Schackerle Hannes, das blinde Konradle und den Sauerbrunnenbasche, von denen einige in späteren Geschichten wieder auftauchen. Frankfurter hatte ihm viele von diesen Namen auf-

geschrieben, sogar mit dem schwäbischen Diminutiv auf *-le*.

Der Tolpatsch heißt im Dorf „des Bartels Basches Bua“ und kleidet sich folgenderweise: „. . . Hemd, rother Hosenträger, und für alle Gefahren schwarzgefärbte leinene Hosen war ja Alles. Am Sonntag . . . deine Pudelkappe, dein blaues Wamms mit den breiten Knöpfen, die scharlachrothe Weste, die kurzen gelben Lederhosen, die weißen Strümpfe und die klopfenden Schuhe“ (I, 58). Wie die anderen Knaben des Dorfes raucht auch er die ihnen so wichtige Pfeife, einen Ulmer Maserkopf. Tagsüber füttert er seine Kühe und trinkt sie am Dorfbrunnen; er wünscht sich, daß er auch ein „Pferdsbauer“ wie der Jörgli sein könnte. Abends geht er in „die Karz, oder wie man es hier nennt ‚zu Licht‘“ (I, 10), wo die Mädchen an der „Kunkel“ in der Spinnstube sitzen, während die Burschen ihnen Gesellschaft leisten. Diese alte schwäbische Sitte wird ganz ausführlich behandelt: das Spinnen selbst und dazu der alte Kunkelspruch im Dialekt (I, 13), das Essen, Hauffs Reiterlied „Morgenrot“ und das lange Lied vom „schwarzbraunen Mädichen“ (I, 14 f.). Als Aloys zur Kirchweih auf Urlaub nach Hause kommt, wird wieder getanzt und gesungen – – – diesmal im Adlerwirthshaus, wo es schließlich zu einer der oft im Dorfe stattfindenden Wirthshausprügeleien kommt, die geschildert wird. Im ganzen spielen sich nicht weniger als acht öffentliche Phasen des Dorflebens vor dem Leser des Dorfknaben Aloys ab.

Die Pfeife des Nordstetter Hansjörgs hieß die zweite Geschichte, als sie zunächst im *Schwarzwälder Boten* (Nr. 94–96, Dezember 1842) erschien. Im Urentwurf war es noch *Wie mein Nachbar Hansjörg vom Tabakrauchen entwöhnt worden ist* und schließlich *Die Kriegspfeife*. Es handelt sich um Hansjörg und sein Kätherle, die beide aus dem Nordstetten der französischen Kriegszeit stammen. Er schießt sich absichtlich einen Finger der rechten Hand ab, um dem bei den Bauern verhassten Militärdienst zu entgehen. Es geschah 1796, um die Zeit des Rückzuges des französischen Heeres unter Moreau durch Nordstetten. Geschichtlich stimmt alles in der Beschreibung²⁹, zu der Frankfurter Auerbach viele Einzelheiten mitgeteilt hatte. Es gibt auch eine detaillierte Schilderung der Hochzeitsitten in Nordstetten, das „Spießruthen zu laufen“, wobei der Hochzeiter von Haus zu Haus im ganzen Dorf geht, um die Gäste mit folgendem Spruch einzuladen: „Ihr sollet höflich eing'lade sein zur Hauzich am Zinstig im Adler, Wemmers wieder verdäue könnet, welle mer's au thoan. Kommet au g'wiß. Vergesset's et. Kommet au g'wiß“ (I, 64 f.).

Der Spruch steht hier nach Frankfurters Angabe²⁷. Auerbach beschreibt in dieser Geschichte die Ziegehütte bei der Leimgrube, wo das Kätherle wohnt und „die schönste Pfeife im ganzen Dorfe“, Hansjörgs Ulmer Maserkopf. Der Leser hört wieder vom Adlerwirthshaus und erfährt dann am Ende, daß Hansjörg und Kätherle heute in Nordstetten „betagte Großeltern“ sind (I, 66).

In der Biographie *Des Schloßbauers Vefe* lernt man den reichsten Bauern des ganzen Dorfes, den Schloßbauern, kennen. „Das vornehmste Haus des ganzen Dorfes, das eine so breite Front nach der Straße macht, daß alle Handwerksburschen, die durch das Dorf wandern, hineingehen und um einen Zehrpennig bitten, das gehörte einst dem Vater des Vefe“ (I, 69), so fängt es an. Das Haus des Schloßbauern war tatsächlich in Nordstetten zu finden²⁸. Man nannte ihn „Schloßbauer“, weil er mit dem vielen Geld, welches ihm seine Braut aus Baisingen mitbrachte, das gräflich Schleitheimische Schloßgut in Nordstetten kaufte. Die Schleitheims verkauften das Schloß gerade um diese Zeit an den Freiherrn Christian von Münch²⁹. Eine Anekdote von der Bestechlichkeit der Richter, die aus dem Nordstetten der vorderösterreichischen Herrschaft stammt und wozu Frankfurter allerlei in seinem Brief vom 13. Februar 1842 angab, bildet die Grundlage der Geschichte. Auerbach webt auch Volkstümliches aus Nordstetten hinein, z. B. über die Feindseligkeit zwischen Nordstetten und Baisingen, da die Baisinger „Strohgänger“ die Nordstetter immer die „Spitzmäuligen“ (I, 73) heißen.

Tonele mit der gebissenen Wange heißt die Nordstetter Heldin der nächsten anekdotischen Ortschronik. Laut dem Urentwurf in den *Bausteinen* nannte man sie auch „ihrer schönen roten Wangen wegen: das Borsdorfer Äpfle“. Es lebte in Nordstetten eine blühende Jungfrau, die bei dem Kuß eines Liebhabers aus Eifersucht einen Biß erhalten hat³⁰. Auerbach beginnt mit einer Beschreibung des Dorfes selber: „Auf dem Feldraine, da, wo der Weg sich scheidet und der eine nach Mühringen, der andere nach Ahldorf führt, im sogenannten ‚Kirschenbusch‘, dort saßen an einem Sonntag Nachmittags drei Mädchen unter einem blühenden Kirschenbaum . . .“ (I, 119).

In dem Einfigurenbild *Befehlerles* stellt Auerbach den Buchmaier und den in der Nordstetter Umgebung liegenden Buchhof vor. Auerbach hat von Frankfurter eine genaue Beschreibung des Buchhofes verlangt³¹. Der Name stammt von den ursprünglichen Besitzern, Reinhard und Peter von Buch (1314)³². „Meier zu



Der Straßen-Mathes.

Eine Dorfgeschichte.

Vom Herausgeber.

„Guten Abend, Mathes! Immer wohllauf?“
 „Ja, habe nichts zu klagen, möcht' nur noch so lang auf der Welt bleiben, bis ich das Steinbänkle da durchgefressen habe.“
 Es mag sich verlohnen zu erzählen, warum sich der Mann so wohlbig auf der Steinbank vor seinem Hause an der Bergeshalde fühlt.

Aus Auerbachs Volkskalender 1864. Schiller-Nationalmuseum Marbach

Buch“ heißt es in den Urkunden schon 1626³³. Den Buchhof gibt es heute noch. Der aufrechte Herrenbauer, der Buchmaier, ist diesmal der Führer der Nordstetter Bauern in ihrem Axtkrieg gegen den Oberamtmann Rellings und sein ganzes Beamtentum in der Stadt Horb, denn auf einmal wird das alte Recht des Axtragens durch eine amtliche Verordnung verboten. Der Buchmaier wird nach Kleidung und Aussehen genau beschrieben, auch daß er ein „Nestelschwabe“ ist, da seine „Hosenträger an Nesteln statt Knöpfen aufgehakt sind“ (I, 172). Höchst interessant ist der Dorfschütz mit dem Schimpfnamen Soges, den Auerbach so schildert: „Er hatte

nämlich noch in den letzten Jahren der österreichischen Herrschaft sein jetziges Amt versehen; in seiner Dienstbeflissenheit glaubte er auch den österreichischen Dialekt sprechen zu müssen und sagte einmal: „i sog es“. Seitdem schimpfte man ihn den ‚Soges‘ (I, 157). Der Soges hat wirklich in Nordstetten gelebt (Brief Frankfurters vom 13. Februar 1842). In den *Bausteinen* steht als achter Urentwurf: *Die feindlichen Brüder*. Warum die Brüder so feindlich waren, steht auf einem Blatt, das noch im Nachlaß als Entwurf vorhanden ist: „Der Grund, warum die beiden Brüder so feindlich waren, war folgender: eine Kiste . . . war dran schuld“³⁴. Auf dem ersten

Blatt des Entwurfs steht der Anfang der Geschichte: „Auf dem Kniebis, so ist der Name der wenig bewohnten und kalten Gasse in Nordstetten, steht ein kleines Häuschen, das außer einem Stall und einem Schuppen nur drei Fenster ist, hinter dem Hause ist ein kleines Gärtchen . . . Michel u. Koanradle, so heißen die beiden Brüder, waren beide ohne Frauen . . .“

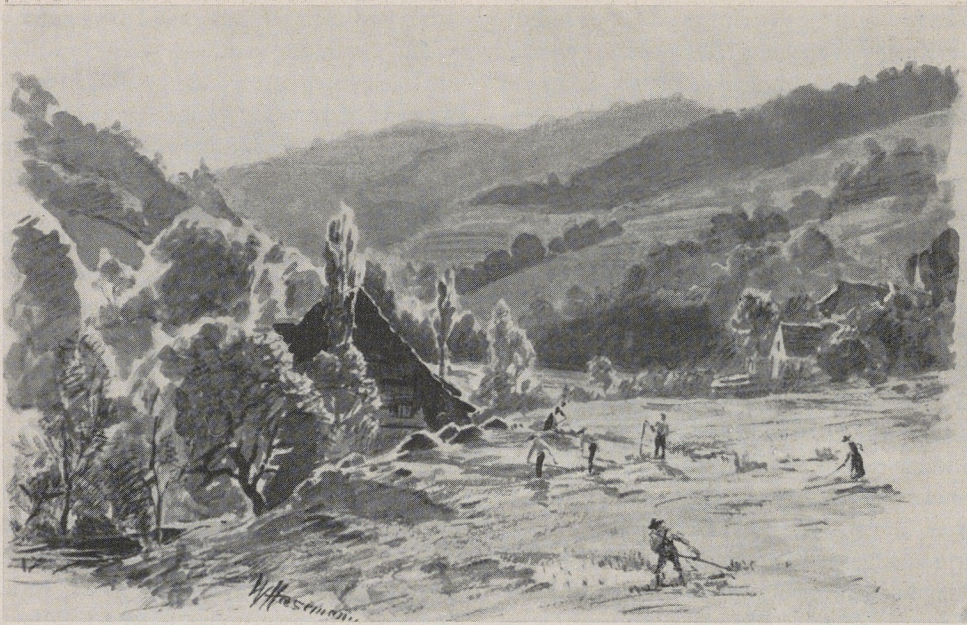
Der Dichter hatte ein Nordstetter Bild und die betreffenden Dorfeinwohner im Auge. Zur Zeit Auerbachs lebte dort ein Wegknecht, der blinde Koanradle, dem der kleine Auerbach Bäume pflanzen half³⁵. Er hieß im ganzen Dorfe der „blinde Koanradle“, weil er sehr kurzsichtig war: „er trat unsicher auf, und wenn er sich Feuer schlug, brachte er den Zunder immer nahe zur Nase, um dadurch gewiß zu sein, daß er brenne“ (I, 191). Der Michel war ein gescheiter und schlauer Pferdehändler, dessen oft unredliche Handlungen von Auerbach erläutert werden. Da der Vater Auerbachs selber Händler war, ist zu vermuten, daß der Sohn schon als Kind mancherlei über Handelsgeschäfte gehört hatte.

Die längere Dorfgeschichte *Ivo, der Hairle* ist eigentlich eine Biographie, da sie eingehend den Entwicklungsgang des katholischen Nordstetter Knaben Ivo Bock behandelt. Ivo Bock war ein Spielkamerad des jungen Auerbach und das Patenkind seines Hairle³⁶. Schon die Kinderzeit Ivos auf dem Dorfe bietet viele Möglichkeiten zu einer gründlichen und wahren Darstellung des Dorflebens. „Wir wollen Ivos ganzes Jugendleben möglichst genau beobachten“, schreibt Auerbach (I, 219). Nachdem Ivo das Dorf verlassen hat, um seine geistlichen Studien zu verfolgen, kehrt er während der Ferien wie Auerbach immer nach Nordstetten zurück, was jedesmal Gelegenheit zu weiterer Schilderung des Heimatmilieus gibt. Bei den Studienjahren Ivos konnte Auerbach wieder ganz autobiographisch vorgehen, denn es ergeben sich ja vielfach Berührungen mit seinem eigenen Leben. Schon die ersten Wege in die Schule, Ivos Fahrt nach Ehingen, wobei ihn die Mutter begleitete (I, 286 ff.), und Bertholds Reise mit seinem Lehrer Frankfurter nach Hechingen, sind einander sehr ähnlich. Der Hairle war noch „des Wagners Konrads Bub“ im Urentwurf, aber im Entwurf kam schon die Umbenennung „des Zimmamann's Valentin's Bub“³⁷. In einem Brief an Frankfurter im Februar 1842 fragte Auerbach: „Kannst Du mir nichts über des Wagners Konradsbub sagen, der Pfarrer werden sollte . . . über sein Leben und Denken.“ Ende Juli und Anfang August 1842 schrieb Auerbach an Ivo³⁸. Die Zeremonien bei der Aufrihtung eines neuen Hauses, den Bau-

spruch und dazu Schmaus und Tanz werden ganz nett in die Geschichte von des Zimmermeisters Sohn hineingeflochten. Auerbach hat Frankfurter um den Bauspruch gebeten und hat ihn wahrscheinlich erhalten, da er in der Geschichte vollständig zitiert wird³⁹. In *Florian und Crescenz* kehrt der Dorflump Florian, der wegen seines Tanzens und Singens als „der erste Bursch' im Dorfe“ bekannt ist, aus dem Elsaß nach Nordstetten zurück. Als der Sohn eines verkommenen Metzgers verbringt Florian die Zeit mit seinen Kameraden, borgt Geld und verspielt es wieder. Schließlich treiben ihn Leichtsinn und Arbeitsscheu dazu, mit dem bösen „Schlunkel“ Geld im Dorfe zu stehlen. Er wird verhaftet und ins Gefängnis nach Horb gebracht. Der Florian hat in Nordstetten gewohnt, nur hieß er mit seinem richtigen Namen Seier und ist im Gefängnis gestorben⁴⁰. Sein Kamerad, das „Studentle“, hat insofern existiert, als eine lustige Haut von Nordstetten einmal die Konvikte besuchte und später als Ökonom und Gastwirt manche drolligen Streiche ausübte. Der Bösewicht Schlunkel hat tatsächlich existiert; er wurde auf Kosten der Gemeinde nach Amerika geschafft⁴¹. Es gab auch einen Pfarrer, der „auf allzu vertraulichem Tone mit seiner Köchin Nanne lebte“, laut Frankfurter⁴². Crescenz war das Kind eines katholischen Pfarrers, dessen Mutter bis zu ihrer Hochzeit Pfarrköchin gewesen war (II, 20).

Auerbach hat Frankfurter in der letzten Dorfgeschichte der ersten Sammlung, *Der Lauterbacher*, verewigt. In einem Brief vom März 1843 schrieb er an den Lehrer: „Ich lasse jetzt 2 Bände Schwarzwälder Dorfgeschichten drucken . . . Ich habe mir sogar erlaubt Dich selber in eine der Geschichten zu verflechten und besonders ‚die schönste Frau‘“. Frankfurter hat „das schönste Mädle aus dem Ort“, Auerbachs Base Esther Frank, geheiratet⁴³. Die Schilderung des jüdischen Lehrers ist eine treue Charakteristik Frankfurters. Es gehört sich, daß er in den Dorfgeschichten, um die er sich so manches Verdienst erworben hat, als handelnde Person vorkommt. Nordstettens Sage vom Herrn von Isenburg und seinem teuflischen Hund, die beide in der Nordstetter Kirche in Stein gehauen sind, wird in diese Geschichte eingeflochten, ebenso das Kirchweihlied, für das Erk und Böhme in ihrem *Deutschen Liederhort*⁴⁴ Auerbachs *Lauterbacher* als Quelle angeben:

„O Kirwe bleib au no mai do,
O Kirwe laß nimmermai no,
Drunten im Flecke,
Will d' Kirwe verrecke:
O Kirwe bleib au no mai do,
O Kirwe laß nimmermai no (II, 208).



Die Landschaft um Nordstetten. Illustration von O. Hasemann zu einer Dorfgeschichte Auerbachs
Schiller-Nationalmuseum Marbach

Besonders interessant in dieser Erzählung ist, daß Auerbach hier dem Leser die aus den acht anderen Dorfgeschichten der Sammlung schon bekannten Nordstettener vorführt. Alle die Hauptgestalten tauchen wieder auf, nur nicht die gestorbenen, oder die weggezogenen. Auf diese Weise hat Auerbach nicht nur die Dorfgeschichten, sondern auch die ganze Dorfbewohnerschaft Nordstettens untereinander verknüpft und dem Leser als die Darstellung eines wahren einheitlichen Dorfes glaubhaft gemacht. Bei einer genauen Aufzählung der Dörfler, die er mit Namen nannte, findet man, daß 71 männliche und 36 weibliche Personen (einige mehrere Male) vorkommen, darunter auch Kinder. Die Berufe und Gewerbe im Dorfe werden in Betracht gezogen. Außer Pfarrer, Lehrer, Schultheiß, Bäcker, Schmied und Knecht gibt es einen Schneider, einen Metzger, einen Schreiner, einen Sattler und eine Näherin. Der Dorfschütz, der Dorfdieb, der Pferdehändler, der Pfannenflicker und der Handelsjude – das ganze Treiben im Dorfe wird sichtbar. Auerbach hat „ein ganzes Dorf gewissermaßen vom ersten bis zum letzten“ geschildert! Und daß „das Dorf gewissermaßen dadurch zu einem Renomme“ gekommen ist, stimmt auch. Insgesamt wurden über 100 000 Exemplare der *Schwarzwälder Dorfgeschichten* abgesetzt. Neben Freytag wurde Auerbach zum populärsten deutschen Erzähler im

19. Jahrhundert⁴⁵. „Meine Dorfgeschichten gefallen sehr“, hatte Auerbach schon Ende 1843 in Karlsruhe geschrieben⁴⁶. Das Lesepublikum begeisterte sich so für das Dorf und seine Einwohner, daß Reisende in Horb wiederholt den Eisenbahnzug verließen und nach Nordstetten hinaufstiegen, „um nach dem jeweiligen Befinden der Helden Auerbach'scher Geschichtsschreibung sich zu erkundigen“⁴⁷. Ein anonym Reporter der *Leipziger Illustrierten Zeitung* kam 1858 nach Nordstetten, um über die Lokalitäten und Persönlichkeiten der Dorfgeschichten zu berichten. Er wollte feststellen, welche „Begebenheiten in den Geschichten aus dem Leben entnommen“ sind und welche Geschichten ihren Grund in „wirklich stattgehabten Vorfällen“ finden. Dann suchte er die Leute, „die in der Tat existirt“ hatten, und notiert die, die „rein fingirt“ sind. Seine Ergebnisse erschienen in dem Artikel „Der Schauplatz der Schwarzwälder Dorfgeschichten“⁴⁸. Illustrationen zu den Dorfgeschichten aus Nordstetten wurden dem Artikel beigegeben. Es muß dem Reporter in Nordstetten gut gefallen haben, denn er ladet alle Leser ein, das Dorf zu besuchen, und „ein vorzügliches, weit und breit gepriesenes Bier bei dem originellen Wirthe Peter Schneiderhan zu genießen.“ Die ersten Dorfgeschichten haben rasch Auerbachs Ruhm begründet und verbreitet – auch außerhalb Deutschlands. Sie wurden fast in alle europäischen

Sprachen übersetzt. Laut Cottas Prospekt zu der ersten Gesamtausgabe 1857 gab es Übersetzungen ins Englische, Holländische, Dänische, Schwedische, Französische und Russische. Also gelangte Auerbach durch seine Geschichten einst fast zu Weltberühmtheit.

Auerbach hat seinen Ruhm den Jugenderinnerungen aus Nordstetten zu verdanken. Bei der Beerdigung Auerbachs im Heimatdorf am 15. Februar 1882 las Julius Lohmeyer folgende Verse:

„Du wollt'st Dein Grab in Deinem trauten Schwaben,
Ein Grab in Deiner Schwarzwalderde haben . . .
Du wußtest es, das Beste, das Dir ward,
Nahmst Du einst mit von Deinem Heimathsherde“⁴⁹.

¹ 2. März 1843, Nr. 6188, Auerbachs Nachlaß im Schiller-National-Museum Marbach. – ² Anton Bettelheim, „Berthold Auerbach in Nordstetten“, *Deutsche und Franzosen*, Wien 1895, S. 171. – ³ Anton Bettelheim, *Berthold Auerbach*, Stuttgart und Berlin 1907, S. 15. – ⁴ *Ebenda* S. 174. – ⁵ Berthold Auerbach, *Briefe an seinen Freund Jakob Frankfurter*, Frankfurt a. M. 1884, I, S. 88. Siehe auch S. 3, 33, 38. Hiernach Auerbach, *Briefe* zitiert. – ⁶ Brief an Frankfurter, 2. März 1843. – ⁷ Auerbach, *Briefe* I, S. 40. – ⁸ Berthold Auerbach, *Rede auf Freiligrath*, Darmstadt 1867, S. 7. – ⁹ Bettelheim, *Auerbach*, S. 161. – ¹⁰ Auerbach, *Briefe* II, S. 431. – ¹¹ Franz Kaufmann, *Leopold Kaufmann, Oberbürgermeister von Bonn, 1821–98*, Köln 1903, S. 16. – ¹² Bettelheim, *Auerbach*, S. 129. – ¹³ Berthold Auerbach, *Gesammelte Schriften*, erste, neu durchgesehene Gesamtausgabe, Stuttgart und Augsburg 1857/58, I, viiif. Hiernach werden im Text nur noch Band und Seite zitiert. – ¹⁴ Bettelheim, *Auerbach*, S. 17. –

¹⁵ Abgedruckt in Bettelheim, *Auerbach*, S. 430 ff. – ¹⁶ Brief an Frankfurter, Januar 1842. – ¹⁷ Brief an Frankfurter, 27. Februar 1842, Nr. 6187, Nachlaß in Marbach. – ¹⁸ Brief an Frankfurter, Januar 1842. – ¹⁹ Brief an Frankfurter, 27. Februar 1842. ²⁰ Briefe an Frankfurter, Januar 1842, 27. Februar 1842, 2. März 1843. – ²¹ Alexander Elsässer, „Bernhard Frankfurter“, *Allgemeine Zeitung des Judentums*, Nr. 23 und 24, Leipzig 1868, S. 468. – ²² Bettelheim, „Berthold Auerbach in Nordstetten“, S. 171. – ²³ *Ebenda* S. 174. – ²⁴ Berthold Auerbach, „Ein Tag in der Heimat“, *Deutsche Rundschau*, XXIII, Berlin 1880, S. 301. – ²⁵ Bettelheim, *Auerbach*, S. 19. – ²⁶ *Beschreibung des Oberamts Horb*, Stuttgart 1865, S. 90. – ²⁷ Brief vom 13. Februar 1842. ²⁸ „Der Schauplatz der Schwarzwälder Dorfgeschichten“, *Leipziger Illustrierte Zeitung*, XXXI, Nr. 803, 20. November 1858, S. 331. – ²⁹ *Das Königreich Württemberg*, II, Schwarzwaldkreis, Stuttgart 1905, S. 200. – ³⁰ *Leipziger Illustrierte Zeitung*, S. 332. – ³¹ Brief an Frankfurter, 27. Februar 1842. – ³² *Beschreibung des Oberamts Horb*, S. 227. – ³³ *Die Gemeindearchive des Kreises Horb*. I. Die Gemeinden des früheren Oberamts Horb. Bearbeitet von Eberhard Freiherrn von Wächter und Josef Reiter. Stuttgart 1947, S. 48. – ³⁴ *Die feindlichen Brüder*. Entwurf. Karton IIa, Nr. e (no. 160) Nachlaß in Marbach. – ³⁵ Berthold Auerbach, „Ein Tag in der Heimat“, S. 297. – ³⁶ Bettelheim, „Berthold Auerbach in Nordstetten“, S. 171. – ³⁷ Entwurf Nr. g, Nachlaß in Marbach. – ³⁸ Auerbach, *Briefe* II, S. 50. – ³⁹ Briefe an Frankfurter, Januar 1842 und 27. Februar 1842. – ⁴⁰ Auerbach, *Briefe* I, S. 298. – ⁴¹ *Leipziger Illustrierte Zeitung*, S. 332. – ⁴² Brief an Auerbach, 13. Februar 1842. – ⁴³ Bettelheim, *Auerbach*, S. 34. – ⁴⁴ Leipzig 1894, II, S. 761. – ⁴⁵ Fritz Martini in *Neue deutsche Biographie*, Berlin 1953, I, S. 434. – ⁴⁶ Auerbach, *Briefe* I, S. 49. – ⁴⁷ August Holder, *Geschichte der schwäbischen Dialekt-dichtung*, Heilbronn 1896, S. 147. – ⁴⁸ Nr. 803, 20. November 1858, S. 332. – ⁴⁹ Abgedruckt in Eugen Zabel, *Berthold Auerbach. Ein Gedenkblatt zum 28. Februar 1882*, Berlin 1882.

Soll der „Prediger“ in Schwäb. Gmünd abgebrochen werden?

Von Peter Haag

Gmünds ehemaligem Dominikanerkloster, dem „Prediger“, droht Gefahr: ein Warenhauskonzern hat wissen lassen, daß er ihn kaufen, abreißen, und an seine Stelle ein Warenhaus setzen möchte. Die Gmünder Öffentlichkeit weiß hiervon schon seit einigen Monaten, aber die Stadtverwaltung schweigt bis jetzt. Das ist beängstigend! Wohl hofft der besorgte Bürger, der Denkmalrat könne doch zu dem Abbruch nie ja sagen; aber was geschieht, wenn eines Tages überraschend Spitzhacke und Maschinen mit der Zerstörung beginnen?

Was berechtigt uns, den Lesern der „Schwäbischen Heimat“ über dieses scheinbar nur „lokale“ Ereignis zu berichten?

Vorab die erfreuliche Tatsache, in diesem Zusammenhang darauf hinweisen zu können, daß es in Gmünd Bürger gibt, die den Mut finden, die heute wirklich nicht dankbare Aufgabe zu übernehmen, sich öffentlich für die Erhaltung eines „alten Hauses“, in diesem Fall des „Predigers“ einzusetzen. Stellvertretend für sie ist besonders zu nennen Dr. Hermann Erhard, der Leiter der Gmünder Städtischen Museen. Er hat in

mehreren prägnanten Artikeln, die die örtliche Presse veröffentlichte, die Bedeutung des ehemaligen Klosters für die Bau-, Kultur- und Geistesgeschichte Gmünds herausgestellt und sich vorbehaltlos für seine Erhaltung eingesetzt. Wir können ihn mit seiner Erlaubnis nachfolgend mehrfach zitieren und so gleichzeitig zeigen, wie vorbildlich fair und nobel eine solche Auseinandersetzung geführt werden kann.

Zum andern rechtfertigt es die besondere Bedeutung, die dieser ehemalige Klosterbau der Dominikaner für ganz Süddeutschland hat, die Öffentlichkeit an ihn zu erinnern, wenn sein Weiterbestand in Frage gestellt ist. Wohl zeigen seine Fassaden und sein Inneres heute ein Bild stärkster Verwahrlosung, und der „Prediger“ ist in seinem derzeitigen Zustand – und dies erst recht im Jahre der 800-Jahr-Feier Gmünds – sicher kein Schmuckstück der Stadt. So wird mancher Kunstfreund überrascht sein zu hören, daß es kein geringerer als Dominikus Zimmermann war, der in den Jahren um 1730 die Gesamtplanung für das Kloster schuf und dessen Handschrift als Baumeister und Stukkator heute noch hinter aller Ärmlichkeit des Zustandes deutlich erkennbar ist.

Erst jüngst wieder hat Hugo Schnell im Zusammenhang mit der Wiederentdeckung des Hochaltars der Gmünder Franziskanerkirche als eines Werkes des Meisters der Wieskirche im „Münster“ (1960, Heft 3 bis 4) aufgezeigt, wie D. Zimmermann, empfohlen durch den Bau des Dominikanerinnenklosters Maria Mödingen und durch seine Arbeiten am Dominikanerkloster Obermedlingen, nach Gmünd kam.

„Die Außenseite der Gmünder Predigerkirche ist schlicht gestaltet und doch verrät sie die Hand des großen Meisters in der einheitlichen Durchbildung der Gesamtform, der sich alle Teile in wohlwogener Weise ein- und unterordnen. Beachten wir nur den anmutigen Schwung der Giebel, die ansprechende Reihung der Kirchenfenster und die geschmackvollen Schmuckformen über dem Sturz dieser Fenster.

Schon als Einzelwerk verdient der Prediger hohe Bewertung. Diese steigert sich, wenn wir seine Bedeutung für die Umgebung, das heißt für die baukünstlerisch entscheidende Mitte der Stadt ins Auge fassen. Drei Plätze bilden den Kern der Altstadt: Marktplatz, Johannisplatz und Münsterplatz. Jede Steigerung ihrer Schönheit ist ein unschätzbare Gewinn, jede Minderung ist unerträglich. Man braucht nicht viele Worte darüber zu machen, daß der Johannisplatz als Raum betrachtet ganz wesentlich von der umschließenden Wucht des Predigers lebt. Ihn wegzunehmen, käme der Vernichtung des Platzes gleich und bedeutete damit zugleich eine verringerte Wirkung der Johanniskirche. Für die Anlage unserer Stadtmitte ist es charakteristisch, daß die Johanniskirche von zwei ihm an Bedeutung und Gestalt ebenbürtigen Plätzen um-

geben ist. Durch den eindrucksvollen Blick auf Münster und Glockenturm ist zugleich eine enge Bindung an den Münsterplatz geschaffen. Es wäre unverzeihlich, diesen Kern Altgmünds durch falsche Eingriffe zu zerstören. Im Gegenteil, man sollte alle Mühe aufwenden, hier manchen lästigen Schönheitsfehler auszumerzen.“

„Wer den Prediger wegnimmt, vergeht sich nicht nur an einem Bauwerk, dessen Pläne, der große, heute weltberühmte Dominikus Zimmermann geschaffen hat. Er vernichtet zugleich einen der schönsten Plätze Süddeutschlands.“

„Endlich, aber nicht zuletzt, dürfen wir nicht vergessen, daß der ‚Prediger‘ nicht nur ein Denkmal der Baukunst und Stadtgestaltung ist; er ist auch ein Denkmal der Geschichte. Wie reich ist unsere Altstadt an geschichtlicher Stimmung und wie viel tragen ihre Klosterbauten dazu bei! Man zerreißt einen geistigen Zusammenhang, wenn man glaubt, eine Stadt, die ein Franziskanerkloster mit Kirche und ein Augustinerkloster mit Kirche besitzt, könne auf das eindrucksvolle Bauwerk des Dominikanerklosters mit seiner Kirche ohne Schädigung ihrer Gesamterscheinung verzichten.“

Mit diesen Worten Dr. Erhards ist alles gesagt über die künstlerische und, was besonders unterstrichen werden muß, die städtebauliche Bedeutung des Predigers für Gmünd.

Und was will man an seine Stelle setzen? Ein Kaufhaus, von dem mit gewichtigen Gründen angenommen werden kann, daß es dem Stuttgarter oder Heidelberger „Merkur“ gleichen wird; Bauten also, zu denen ihr Erbauer, Professor Eiermann, erklärt hat (vgl. Stuttgarter Zeitung vom 30. September 1961), „daß er sich mit diesen Bauten nicht voll und ganz identifizieren könne“; und zu deren Lage inmitten der Altstädte er folgenden Kommentar gab (ebenfalls im Wortlaut der Stuttgarter Zeitung vom 30. September 1961): „Städtebaulich wichtige Zentren dürften keine Spekulationsobjekte für diejenigen sein, die in der Lage wären, 3000 DM und mehr pro qm zu zahlen.“ Im übrigen habe sein „Bazar“ mit Kunst überhaupt nichts zu tun.

An dieser Stelle sei ein Leserbrief in einer Gmünder Zeitung zitiert, der sich gegen Dr. Erhards Ausführungen wendet:

„Für die Stadt Gmünd, für die heutigen Menschen und für die Nachwelt wäre es kein Verlust, wenn sich an dieser Stelle ein schöner, moderner Bau erheben würde und all der Dreck und Unrat, den die alten Mauern bergen, verschwinden würde. Die Bevölkerung von Gmünd besteht nicht nur aus einigen Experten und Kunstsachverständigen, die in Verzückung vor einem Fragment stehen, und sie hat wenig Verständnis dafür, daß man sich mit dem sturen Festhalten an Dingen, die einer Ver-



Johannisplatz mit ehemaligem Chor des „Predigers“

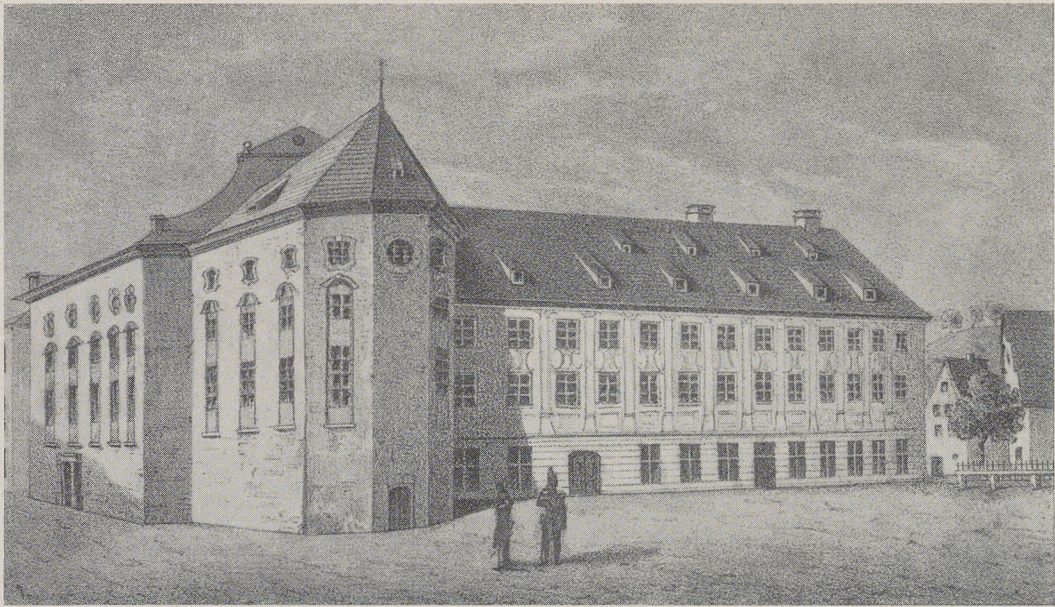
Aufnahme Döbbelin, Schwäbisch Gmünd

besserung für die Allgemeinheit dienen können, dem Zeitalter – unserem Zeitalter – entgegenstellt.“

„Wenn die Stadt anscheinend 3000 DM für den Quadratmeter geboten bekommt, und die völlige Restaurierung des Gebäudes sicher nicht weniger kosten würde, wie Kaufpreis für das alte Gebäude und Herstellungskosten für einen Neubau zusammen, dann wären die Gmünder Stadtväter schlechte Kaufleute und Sachwalter des allgemeinen städtischen Interesses.“

Das ist die Meinung des „praktisch“ denkenden Menschen, der dem „Romantiker endlich deutlich die Meinung sagt“ – zum Glück hat Professor Eiermann, ganz sicher also kein „Romantiker“, die Antwort auch auf diesen Leserbrief durch die zitierte Äußerung geliefert. Und Dr. Erhard schreibt in seiner Antwort u. a. folgendes:

„Sie haben eine ganz unrichtige Vorstellung von den ‚Experten und Kunstsachverständigen‘, die Sie gar nicht lieben, wenn sie alte Kulturbauten nicht durch neue Warenhäuser ersetzt haben möchten. Erstens muß ich Ihnen sagen, daß die Denkmalpfleger, die beamteten wie die ehrenamtlichen, ihre Aufgabe nicht erfüllen würden, wenn sie sich nicht von einer echten und tiefen Liebe zum Schönen getrieben fühlten. Denkmalpflege wird bestimmt nicht getrieben, um einer angeblichen Warenhausfeindschaft Luft zu machen. Das wäre ein sehr zeitraubender und unpraktischer Umweg! Schließlich ist es ja so, daß nicht die Denkmalpflege auf den Einfall gekommen ist, ein armes, unschuldiges Warenhaus anzugreifen, sondern daß ein Warenhaus einen Eingriff in den Kulturbesitz unserer Stadt vom Zaune gebrochen hat, und zwar einen bedenklichen. Wenn ein solcher Vorgang Schule machte, wären wertvolle Güter unseres Volkes vogelfrei!“



Das Dominikanerkloster nach dem Umbau zur Kaserne
Lithographie von G. Küstner nach einer Zeichnung von Carl Weber 1847

Zu spät ist es in Gmünd also bis jetzt noch nicht. Wofür? Nicht dafür, daß die Denkmalpfleger „verhindern“, daß in Gmünd ein Warenhauskonzern ein Kaufhaus baut – das geht sie überhaupt nichts an, das ist eine rein wirtschaftliche Frage. Nicht zu spät ist es aber dafür, daß Stadtplaner und Denkmalpfleger gehört werden zu der Frage: wo? Wenn selbst Professor Eiermann die Meinung vertritt, ein solches Gebäude hätte in Heidelberg (aus den verschiedensten Gründen) seinen richtigen Platz außerhalb des eigentlichen Stadtkerns – sollte dann nicht auch in Gmünd die Zeit ausgenützt werden zur Untersuchung der Frage, wo dort ein solches Warenhaus seinen Standort haben soll? Wenn sich hierdurch das starre „entweder – oder“ in ein lebendiges „sowohl – als auch“ in ein „hier und dort“ auflösen ließe, so wäre damit der leider üblichen Vorstellung „Fortschritt = Spitzhacke“ einmal eine beiden Teilen gewinnbringende Lösung entgegengestellt.

Man kann sich bei einem Bau wie dem Prediger mit dem „nüchternen Kaufmann“ aber auch über die Rentabilität eines solchen Gebäudekomplexes unterhalten. Auch und erst recht der angeblich „weltfremde“ Denkmalpfleger und „Kunstexperte“ weiß, daß die einzige wirkliche Gewähr für die Erhaltung eines historischen Bauwerkes die ist, es einem sinn-

vollen Zweck zuzuführen, es mit Leben zu füllen, und normalerweise mindestens einen Teil des Geldes aus ihm herauszuwirtschaften, das für seine Unterhaltung benötigt wird.

Wie steht es in dieser Hinsicht mit dem Prediger? Ohne seine Fassade irgendwie zu stören, könnte er vieles beherbergen:

Wenn kein Bedürfnis dafür besteht, die ehemalige Klosterkirche wieder in Gebrauch zu nehmen, so könnte dort ein sehr schöner Saal mit 500 bis 700 Sitzplätzen, samt den notwendigen Nebenräumen, geschaffen werden. Im Erdgeschoß würde sich die äußerst reizvolle Gelegenheit bieten, rund um den zu öffnenden Innenhof ganz modern, attraktive Läden einzubauen, so daß eine überdeckte Ladenstraße entstehen würde; es würden mindestens 100 bis 120 Meter Schaufenster entstehen und es ergäbe sich, vorsichtig gerechnet, für Läden eine Fläche vom 900 bis 1000 qm. In zwei Stockwerken könnten (neben dem Saal) Büros mit mindestens 800–900 qm Grundfläche eingerichtet werden. Diese Zahlen sind vorsichtig angesetzt. Nun möge der Kaufmann, der die Gmünder Verhältnisse kennt, einmal rechnen, was für ein Betrag sich aus der Vermietung dieser Räume ergibt. Könnte hiermit nicht wenigstens ein größerer



Ausschnitt aus einem Aquarell des Malers Chr. Speidel von 1831 aus der Gmünder Altertümer-Sammlung, Julius Erhard-Stiftung

Teil der Baukosten verzinst und später die Unterhaltungskosten bestritten werden?

Es gehört nicht viel Phantasie dazu, sich vorzustellen, welch lebendiges und reizvolles Zentrum hier im Herzen der Stadt entstehen würde.

Ist es anmaßend, einer Stadt wie Gmünd, die eine so noble Bautradition besitzt, einmal eine solche Anregung zu geben, die den Prediger unter Wahrung seines alten Gesichtes zu neuem Leben erwecken würde?

Noch einmal Dr. Erhard:

„Weder die Stadt selbst, noch ihre Bürger haben durch den Krieg auch nur ein einziges Haus verloren. Ginge es nun wirklich über ihre Kraft, einen schönen, für das

Bild der Altstadt so charakteristischen Bau wieder so herzustellen, wie er vor 140 Jahren war?“

Zum Schluß sei noch ein überörtlicher Gesichtspunkt angefügt. Würde in Gmünd der Prediger abgebrochen, so wäre dies ein verheerendes Beispiel. In vielen anderen Städten unseres Landes, die nicht so reich mit schönen Bauten bedacht sind wie Gmünd und in denen die gleichen zerstörerischen Tendenzen wirken, wird es dann den sich verantwortlich Fühlenden kaum mehr möglich sein, sich gegen die allgemeine sinnlose Zerstörungswut zu stemmen.

Wenn aber die Bürger Gmünds den Mut aufbringen, einen Weg zu beschreiten, der für alle Zeiten den Bestand des Predigers sichert, so würde hierdurch ein Beispiel geschaffen, dessen Wirkung als Vorbild landauf, landab gar nicht hoch genug angeschlagen werden könnte.

Zaubermittel gegen Tollwut

Aus den Akten des Archivs der evangelischen Landeskirche in Stuttgart

Von Felix Burkhardt

Gegen Medikaster und Segensprecher, Zauberer, Wahrsager und Teufelsbeschwörer hatte die württembergische Obrigkeit im 16. und 17. Jahrhundert Verordnungen erlassen. Am 15. November 1643 wünschte sie, daß das „hochverpoente und verdammliche Laster des Segensprechens ganz ausgerottet werde“. Die Landesordnung von 1621 drohte denen harte Strafen an, die sich mit Zauberei befaßten. Ihre Bücher und Brillen sollten ihnen weggenommen und verbrannt werden, die Zauberer aber selbst am offenen Pranger stehen, mit Ruten ausgehauen und aus dem Flecken verbannt werden.

Die Verbote und Strafandrohungen zeigten nicht den gewünschten Erfolg. Wahrsager, Segensprecher und Kurfuscher trieben weiter ihr Werk. In Krankheitsnot und Bedrängnis suchte mancher den Weg zu ihnen.

Im Jahre 1673 beschwerte sich der Pfarrer von Lauffen über das abergläubische Wesen, das dort sehr eingerissen sei, nicht nur bei den gemeinen Leuten, auch bei den Beamten. Bei Beschwörern und Segensprechern holten sie Rat und Hilfe. So wandten sie sich an den Nachrichten zu Heilbronn, suchten den Wasenmeister (Abdecker) zu Bönningheim auf, wanderten zu einem Hufschmied, holten Rat in Gruppenbach bei einem Mann, der als Segensprecher bekannt war, sprachen einen Bäcker um Hilfe an.

Dem Klosterverwalter und Hofmeister O. L. H. wurde eines Tages Rappe und Hund von einem wütenden Hund gebissen. Um seine Tiere vor der Tollwut zu bewahren, ließ der Klosterverwalter Pferd und Hund ins Wasser führen und lange Zeit darin schwimmen. Weil er aber die Gefahr der Tollwut kannte, wurden die Tiere auch noch nach Bönningheim zu dem Wasenmeister geführt. Dieser gab ihnen einen beschriebenen Zettel mit einigen Bissen Brot. „Zu besserer Versicherung, daß die Wut an den beiden nicht möchte ausbrechen“, wurde der Hufschmied F. W. aus Vaihingen geholt. Der Hufschmied ließ den großen Rappen zur Ader, legte ebenfalls ein Brieflein zwischen zwei Brotschnitten und gab es dem Pferd.

Nun war auch noch ein Knabe, der Sohn eines Bürgers und Tagelöhners, gebissen worden. Seine Mutter führte ihn nach Besigheim. Hier wohnte ein Mesner F. K., der vor 28 Jahren auch von einem wütenden Hund gebissen worden war. Damals sollte er, wie man sich erzählte, ein sonderbares Antidotum (Gegenmittel) gebraucht haben, durch dessen Kraft die Wut nicht zum Ausbruch gekommen sei. Der Mesner teilte der Mutter mit, welches Mittel er damals gebraucht habe.

Der Pfarrer, der von diesen Kuren nur ungern hörte, predigte am nächsten Sonntag gegen diese verbotenen Mittel und verwarnte die Zuhörer. Seine Predigt hatte auch Erfolg. Kurze Zeit danach trug es sich zu, daß der Klosterküfer A. L. im Klosterkeller den Wein ablassen mußte. Dabei hatte er von dem Wein gekostet und einen kleinen Rausch bekommen. Draußen auf dem Klosterhof stand der Rappe, von einem Knecht gehalten. Unaufgefordert trat der Klosterküfer zu dem Pferd. Obwohl ihn die Klosterverwalterin und viele andere Leute warnten, steckte er seine linke Hand dem Pferd ins Maul. Das Pferd erwischte den Daumen, biß ihn halb ab, zog ihm auch die eine Flechse eine halbe Elle lang aus dem Finger, daß sie der Bader abschneiden mußte. Der so ernüchterte Küfer wollte nun Rat und Hilfe bei dem Wasenmeister in Bönningheim suchen. Doch rieten ihm die Leute ab und er wandte sich an Dr. Löschenbrand in Heilbronn, der ihn mit den beiden Badern zu Lauffen ordentlich kurierte.

Um sich gegen die Folgen einer Tollwutverletzung zu schützen, wandte man häufig das Ausbrennen mit dem sogenannten Hubertusschlüssel an. Aus dem Jahre 1766 liegt ein Bericht des Speziats M. Christlieb aus Heidenheim vor. Dieser schreibt am 22. August 1766, „daß fast allgemeiner Aberglaube darinnen vorgehe, daß man die Kinder oder erwachsenen Leute, welche von einem wütenden Hund gebissen worden, alsbald zu einem katholischen Ort bringe und sie daselbst mit dem sogenannten St. Hubertusschlüssel brennen lasse“. Als in Aufhausen etliche Kinder und einige Tiere von einem „vermeintlich oder wirklich wütenden Hund“ gebissen worden waren, ließ der Amtmann den Schmied und Heiligenpfleger aus dem katholischen Flecken Waldhausen holen. Auf Veranlassung des Amtmanns mußten „alle Leute, mit ihren Kindern, Hunden und Vieh herbeigebracht“ werden; dann wurden sie durch den Waldhäuser Mann, sie mochten gebissen sein oder nicht, „mit einem Eisen, so vorne einen Stempel gehabt, auf welchem ein Waldhorn war“, gebrannt. Jeder mußte für diese Prozedur eine kleine Summe an den Schmied entrichten. Fühlbarer war die Strafsumme, die die Behörde verhängte. Jeder, der sich bei Kindern, Hunden und Schweinen des Hubertusschlüssels bedient hatte, mußte ein Pfund Heller zahlen. Der Einwohnerschaft wurde befohlen, sich künftig des Schmieds zu Waldhausen und seines abergläubischen Schlüssels zu enthalten; sonst sei unfehlbar mit Bestrafung zu rechnen. Wenn ein Mensch oder ein Tier von einem wütenden Hund angegriffen oder gebissen worden sei,

so sollte man sich bei den Ärzten Rat holen. Es erging die Anweisung, „wenn das Brennen, bei welchem ein jedes Eisen mit einem Schlüssel eine gleiche natürliche Kraft habe, nötig sein werde, sich an einem inländischen Schmied zu wenden.“

Während bei Tollwutfällen meist der St. Hubertus-schlüssel angewendet wurde, befand sich in Westhausen bei Ellwangen ein Eisen, das angeblich ein Ritter Ruprecht aus dem Heiligen Lande mitgebracht haben sollte. Wie Fritz Schneider in seinem Sagenbuch „Die Ostalb erzählt“ mitteilt, wurden am 22. Mai 1687 zu Giengen Pferde und Hunde mit diesem Eisen gebrannt.

Noch aus dem Jahre 1822 liegt aus Gröningen im Oberamt Crailsheim ein Bericht vor, der die Benutzung des Hubertus-Schlüssels meldet. Der Schlüssel wurde beschlagnahmt. Die Behörde zeigte Verständnis. Das Abergläubische hielt sie nicht für so wesentlich. Da bekannt sei, daß das Brennen als ein vorzügliches Mittel gegen die Wirkungen des Bisses wütender Tiere gebraucht werde, sei das Brennen mit einem Hubertus-Schlüssel

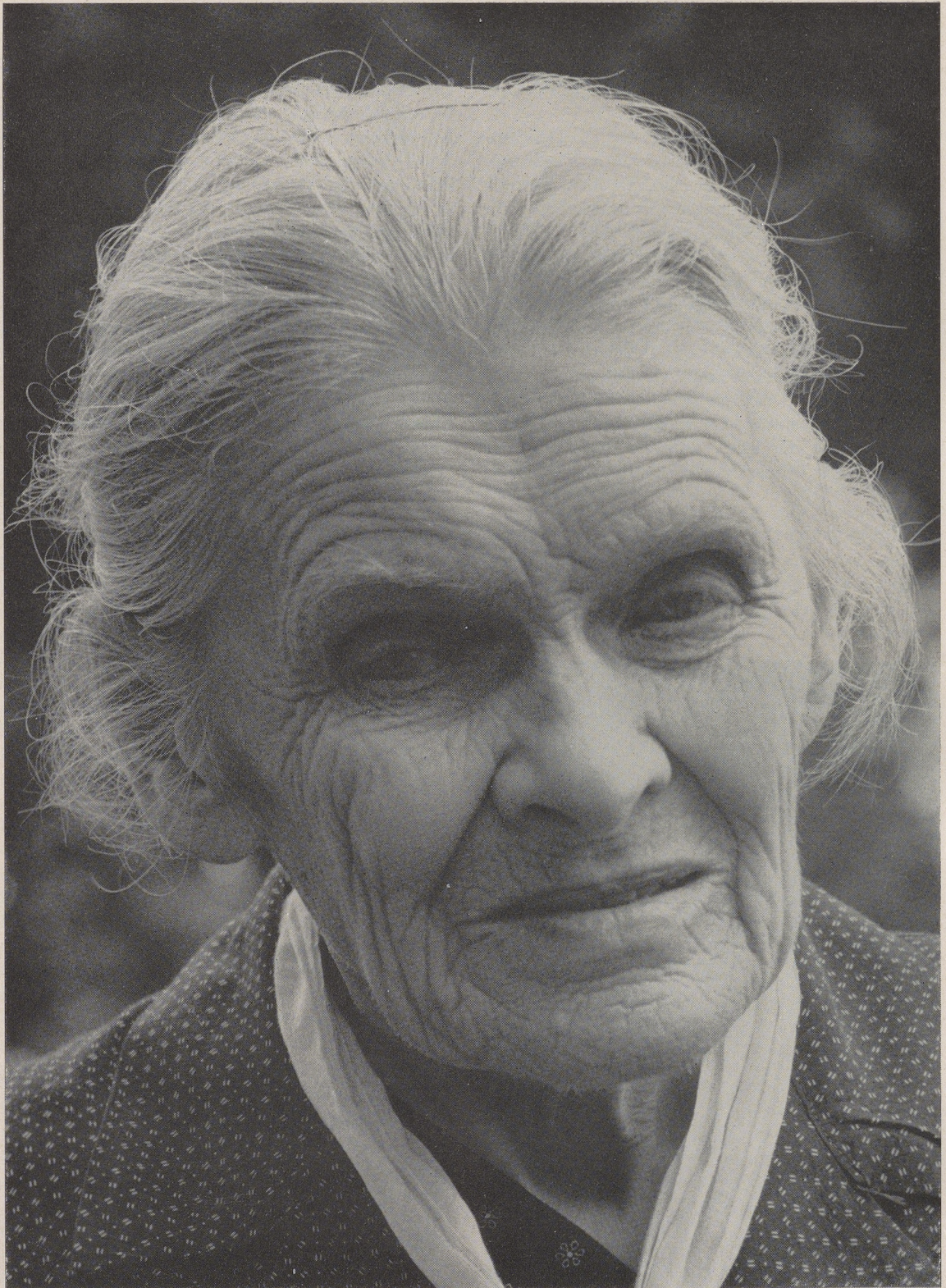
nicht schädlich. Als erste Hilfe bei einem Biß durch tollwutkranke Tiere wird auch heute noch Ausbrennen der Wunde unmittelbar nach dem Biß angesehen, doch muß unverzüglich ärztliche Behandlung veranlaßt werden.

In Mitteldeutschland sollte Gauchheil (*Anagallis*) bei Tollwutbissen helfen. Gepulvertes Kraut wurde auf die Wunde gelegt, diese auch mit Gauchheiltee ausgespritzt. Eine eigenartige Verordnung erließ man im Jahre 1767 in Preußen. Allen Hunden sollte der „Tollwurm“ unter der Zunge geschnitten werden. Es sei sattsam bekannt, so wurde der Erlaß begründet, daß der Biß solcher Hunde, denen der Tollwurm genommen sei, keine schädlichen Folgen zeige. Für das ganze Land wurden Wurmschneider angestellt, die für einen oder zwei Groschen den Tollwurm schnitten. Dreißig Jahre später hob man die Verordnung auf, weil es sich herausgestellt hatte, daß der Biß toller Hunde, denen man den Tollwurm geschnitten hatte, anderen Tieren die Tollwut brachte. Erst Louis Pasteur fand ein wirksames Mittel zur Tollwutbehandlung.



Dem Aufsatz von Max Lohß in Nr. 1/1962 der „Schwäbischen Heimat“ über das Tagebuch der Franziska von Hohenheim wurde auf Seite 9 das in dem bekannten Werk „Herzog Carl Eugen von Württemberg und seine Zeit“, Eßlingen 1906, als Bildnis der Franziska veröffentlichte Porträt beigegeben. Da dieses aber nicht Franziska, sondern die erste Gemahlin Carl Eugens, Friederike Dorothea Sofia von Brandenburg-Bayreuth, darstellt, bilden wir an seiner Stelle eine jedenfalls von Dannecker geschaffene Büste Franziskas ab, die 1960 in der Ausstellung „Die Hohe Carlsschule“ zu sehen war.

Aufnahme Landesbildstelle Württemberg



Das Antlitz des Alters (Therese Köstlin)

Aufnahme Helga Wilde, Stuttgart-Weilimdorf

Therese Köstlin zum 85. Geburtstag

Von Hermann Ziegler

Am 30. Mai darf Therese Köstlin, die stille und liebenswerte Dichterin, in Stuttgart-Bad Cannstatt die 85. Wiederkehr ihres Geburtstags „feiern“. Als „Kind des träumenden Lebens“ lebt sie zwischen den Welten. Daß sie dieses biblische Alter erreichen würde, wurde ihr nicht an der Wiege gesungen. Als das kleine Etwas von 2½ Pfund sich ins Leben wagte, von den Eltern freudig begrüßt, kam wohl gleich die Sorge dazu, wie es bei einer so zarten Konstitution die Fährnisse des Lebens überstehen würde. Sie erzählte mir einmal, daß sie mit etwa 20 Jahren so schwer erkrankt sei, daß sie nur noch ein Schatten ihrer selbst gewesen sei. Sanitätsrat Dr. Hermann Wildermuth, der Sohn der Ottilie, habe ihr damals ins Stammbuch geschrieben:

„Schön ist die Dichtkunst, schön die Idee,
Erhaben das Schweben in geistvoller Höh',
Doch eines, vergiß es ja net,
Das Beste im Leben ist Eiweiß und Fett!“

Vergessen hat sie diese Mahnung nicht, ob sie dieselbe aber befolgt hat? Wer die Freude hat, Therese Köstlin kennen lernen zu dürfen, der wundert sich immer wieder, wie diese so überaus zarte Frau die Schicksalsschläge und Krankheiten in ihrem Leben überwunden hat. Freilich, in ihr lebt und leuchtet etwas anderes, was ihr Kraft und Segen verleiht: Ihre tiefe Gläubigkeit und ihre Hoffnung auf das Gute in den Menschen.

Ein überreiches geistiges und künstlerisches Erbe haben ihr die Vorfahren in die Wiege gelegt. Der Urgroßvater, Nathanael Köstlin (1776–1855), war Stadtdekan und Oberkonsistorialrat in Stuttgart und zuletzt Prälat und Generalsuperintendent von Tübingen. Großvater Reinhold Köstlin (1813–1856) war Professor für Kriminalrecht an der Universität Tübingen. Daneben dichtet und komponiert er Lieder, schreibt er Dramen und Novellen und musiziert er. Bei einem Kuraufenthalt in Oberbayern lernte er die geistvolle Sängerin und Komponistin Josephine Lang aus München kennen, die er als Gattin heiratete. Der Vater, Heinrich Adolf Köstlin (geb. in Tübingen 1846, gest. in Stuttgart-Bad Cannstatt 1907), ein liebenswürdiger, herzugewinnender Mann, studierte Theologie in seiner Heimatstadt. Dort dirigiert er als Stiftsrepetent schon die Akademische Liedertafel. Als Pfarrer in Sulz, Maulbronn, Friedrichshafen und an der Johanneskirche in Stuttgart tritt er ganz besonders für die Belebung des evangelischen Gottesdienstes durch den kirchlichen Chorgesang ein. So wurde er zum Mitbegründer und Leiter der evangelischen Kirchengesangsvereine, die ihm ihre Blüte und den Zusammenschluß zum Evangelischen Kirchengesangsverein für Württemberg und zum

Zentralausschuß des evangelischen Kirchengesangsvereins für Deutschland verdanken. 23 Jahre war er Vorsitzender des Zentralausschusses. Als er dieses Amt in jüngere Hände übergab, gehörten dazu 2000 Vereine mit 60 000 Sängern in 22 Landes- und Provinzialverbänden. Inzwischen war er 1883 als Professor an das Predigerseminar nach Friedberg in Hessen berufen worden, 8 Jahre später wurde er Oberkonsistorialrat und Superintendent in Darmstadt, 1895 Professor der Theologie an der Universität in Gießen. Eine populäre Musikgeschichte entstammt seiner Feder. 1901 tritt er aus gesundheitlichen Gründen in den Ruhestand, arbeitet aber weiter für die hessische Landeskirche und gestaltet das neue Kirchenbuch und das Gemeinde-Gebetbuch mit. Daneben ist er Schriftleiter der Zeitschrift für Pastoraltheologie.

Ein Urgroßvater mütterlicherseits ist Christoph Friedrich Gerok (1786–1865), Diakonus in Vaihingen a. d. Enz und Stuttgart, zuletzt Prälat und Generalsuperintendent von Ludwigsburg. Die Urgroßmutter Charlotte geb. Lenz ist eine schwäbische Pfarrerstochter. Der Großvater ist der Oberhofprediger und Prälat Karl Gerok (1815–1890), zu seinen Lebzeiten der beliebteste religiöse Dichter Deutschlands. Die Gedichte in seinen „Palmblättern“ und in seinen übrigen Gedichtsammlungen zeichnen sich durch den Glanz der Sprache und den leichten Versfluß aus. Sein Stuttgartlied „Da liegst du nun im Sonnenglanz, schön wie ich je dich sah . . .“ ist heute noch das schönste über die Landeshauptstadt. In 45 glücklichen Ehejahren war Gerok mit Sophie, der Tochter des Obertribunalrats Kapff aus Tübingen, verbunden, die ihn um 15 Jahre überlebte. Die älteste Tochter des Paares, ebenfalls Sophie genannt, ist die Mutter von Therese Köstlin.

Im Pfarrhaus in Maulbronn stand die Wiege von Therese. Das einzige Kind wird behütet und umsorgt von den Eltern. Für den schwäbischen Dichterkreis scheint damals eine fruchtbare Zeit gewesen zu sein. In einem Zeitraum von fünf Jahren sind zwischen 1872 und 1877 Hans Heinrich Ehrler, Dr. Owlgläß (Blaich), Wilhelm Schussen (Frick), Ludwig Finckh, August Lämmle und zuletzt Hermann Hesse geboren, zwischen 1853 und 1877 haben Isolde Kurz, Mathilde Planck, Auguste Supper, Anna Schieber, und als Jüngste Therese Köstlin das Licht der Welt erblickt. In einer Reihe Pfarrhäuser in Württemberg und Hessen erlebt sie mit den Eltern ihre Jugendzeit. Mit ihnen kehrt sie 1904 nach Cannstatt zurück. Wenige Jahre durfte der Vater hier noch den Ruhestand genießen. An seiner Bahre entstand eines der schönsten und reifsten Gedichte der Tochter „Heiliges Leid“. Mit der Mutter lebte die Tochter weiterhin in Cannstatt, bis auch sie nach 83jährigem Erdenwallen 1930

im Uffkirchhof der grüne Rasen deckte. Therese Köstlin zog zunächst zu einer Tante, dann ins Mathilde-Planck-Haus in Ludwigsburg, bis dieses im Dritten Reich geschlossen wurde. Seit 1937 lebte sie still und zurückgezogen in der Nähe des Elterngrabes in der Töchterheimat des Evangelischen Vereins Cannstatt, bis das Heim im Dezember 1944 von den Bomben zerstört wurde. Jahrelang war sie in der Evangelischen Frauenheimat in Hedelfingen wohnhaft, dann zog sie nach Ludwigsburg. Nach dem Tode der Schriftstellerin Mathilde Planck trieb es sie wieder mit aller Macht nach Cannstatt zurück. Seither wohnt sie im Altenheim des Evangelischen Vereins Bad Cannstatt, Ditzenbacher Straße 6, erlebt dort den so oft besungenen Wechsel der Jahreszeiten und lauscht dem Singen und Treiben der Vögel im Kastanienbaum vor dem Fenster. In ihrem bescheidenen Zimmer ist sie dennoch mit allen Großen dieser Welt verbunden. Hier entsteht ihr reger Briefwechsel mit den Verwandten und Gleichgestimmten. Die Bilder der Mutter mit der Tochter, des Vaters, des Elterngrabes, Mathilde Plancks und ihres Vaters, Karl Christian Planck, Auguste Suppers, ferner ein Gedicht Franz von Assisis „O Herr, mache mich zum Werkzeug deines Friedens“ und zwei Gemälde schmücken die Wände. Sie selbst aber verfolgt wachen Auges und geistig regsam das Geschehen dieser Welt und lebt trotz ihres Alters der tätigen Nächstenliebe. Am meisten bedrückt sie, wenn sie nach ihrer Meinung anderen Menschen nicht genügend helfen kann, todunglücklich kann sie werden, wenn sie glaubt, ihren Mitmenschen eine Last sein zu müssen. Pünktlich hält sie die Vorlesungsstunden für eine blinde Hausgenossin ein.

Ihr eigenstes Reich ist die Dichtkunst. 1895 erschien ihr erstes Gedichtbändchen „In der Stille erblüht“, ein Jahr später „Bilder aus Geschichte und Leben“. „Gib acht auf die Gassen! Sieh nach den Sternen!“ kam 1904 heraus, „Traum und Tag“ 1911, im gleichen Jahr eine Auswahl religiöser deutscher Lieder aus alter und neuer Zeit unter dem Titel „Das stille Königreich“. Zuletzt erschienen „Unter dem himmlischen Tag“ und 1915 „Abglanz“. Die Gedichtbände sind – wie könnte es anders sein – „den lieben Eltern“ oder „der lieben Mutter“ gewidmet. Seither sind nur vereinzelt Gedichte in Zeitungen und Zeitschriften erschienen. So hat sie sich mit einem Gedicht für die Erhaltung des Hoppenlaufriedhofes eingesetzt.

Daneben bearbeitete die Dichterin einige Gedichtsammlungen oder leitete sie ein, schrieb sie Würdigungen zu Geburtstagen, so über Isolde Kurz zu ihrem 85. Geburtstag für das Stuttgarter Neue Tagblatt, und Lebensbilder im Württembergischen Nekrolog für die Dichterinnen Gertrud Goes, gestorben 1915, und Gertrud Klett, gestorben 1917, oder für Zeitschriften, etwa über Auguste Supper und andere.

Ihre Gedichtbände sind leider vergriffen. Freundeshände haben im Stockmayer-Verlag Ludwigsburg 1951 eine

Auswahl ihrer Gedichte ermöglicht. Es ist kein sehr umfangreiches Werk, das sie ihrer stillen Gemeinde geschenkt hat, dafür ist es um so inhaltsreicher. Balladen, Gedichte um geistige Persönlichkeiten, insbesondere aber lyrische Gedichte umfaßt es.

Ihre Gedankenlyrik über religiöse und philosophische Fragen, aus der Geschichte und über große Persönlichkeiten ist leicht und sicher in der Form und echt und tief empfunden. Man hat sie die Dichterin der Einsamkeit und des Leids genannt. Ihre Gedichte kreisen zwar oft um Sehnsucht und Mit-Leid, aber ebenso sehr um Gottes- und Menschenliebe und alles Schöne und Große in dieser Welt.

Die Überschriften der Gedichte sind bezeichnend für ihr Fühlen und Denken. Nur einige seien genannt: „Das große Fragen“, „Wonne des Scheidens“, „Der Weg zur Ewigkeit“, „Fernweh“, „Nach Beethovens 9. Symphonie – Presto“, „Die ewige Liebe“, „Gerechtigkeit“, oder „Das heilige Verstehen“. Der jüngst verstorbene August Lämmle schrieb ihr zum 75. Geburtstag: „... die Therese ist Gotteskind, nur und ganz Tochter ihres Vaters mit all dem aus dem Gemeinsamen kommenden Wissen und Bewußtsein ... Ihre Dichtkunst ist Erkenntnis, freud- und leidvolle Teilnahme an der göttlichen Welt, die sich im stofflichen wie im geistig-seelischen Raume kund tut.“

Den sozialen Fragen ist die Künstlerin aus tiefem religiösem Verantwortungsbewußtsein in ihrem Leben nicht ausgewichen. Die großen weiterweisenden geistigen Strömungen haben sie zu allen Zeiten angezogen. Von Anfang an hat sie sich darum für die Frauenbewegung eingesetzt, die für die Gleichberechtigung der Frau im Beruf und in der geistigen Ausbildung eintrat. Sie freut sich darüber, daß sie die Erfolge dieser Bewegung erleben durfte.

Der Kreis der Älteren und Gleichaltrigen um Therese Köstlin hat sich sehr gelichtet. Sie war eng verbunden mit Auguste Supper und Mathilde Planck, ebenso mit Emma Aberle aus Stuttgart-Botnang, sie lebt mit den Lebensinhalten von Hermann Hesse und Isolde Kurz, aber auch mit dem Bauerndichter von Warmbronn. Ihr „stiller Weg“ hat sie auf der „Pilgerfahrt nach dem Unerreichlichen“ in die Urheimat zu den Müttern geführt:

„Es ist mir früher nicht bewußt gewesen,
Wenn über mich ein undeutbares Wesen,
Ein neues, eignes, ernstes Fühlen kam
Und was ich da an Heiligem vernahm . . .

Doch heute weiß ich, wenn es in mir lebt,
In Nöten häufig, manchmal auch im Glück
Und meistens, wenn die Wandlung mich durchbebt:
Ich kam in meine Urheimat zurück . . .“

Farbenfrohe Frühlingssträuße aber mögen Therese Köstlin an ihrem Ehrentag bescheidener Dank sein für alles, was sie uns schenkte.

Nochmals: Mörike und Raabe

Von Franz Oswald

Über die Beziehungen zwischen diesen beiden Dichtern, über die wir in unserer Zeitschrift 1959, Seite 205, eine zusammenfassende Darstellung brachten, wird nachträglich ein Aufsatz des Dichters Hermann Hesse bekannt, in dem dieser von seinem Besuch bei dem alten Raabe erzählt und auch von dem Gespräch, das er mit ihm über Mörike hatte. Wäre dieser Bericht Hermann Hesses richtig, so wären nicht nur meine Ausführungen falsch, sondern es stände damit zugleich fest, daß auch Raabe selbst in so und so vielen brieflichen und mündlichen Äußerungen die Wahrheit verleugnet hätte, wenn er immer wieder davon spricht, daß er mit Mörike niemals persönlich bekannt geworden ist. Die beiden Darstellungen stehen einander unvereinbar gegenüber und es ist ein selbstverständliches Gebot der Wahrheitsfindung, eine Entscheidung zu treffen, welche Darstellung die richtige ist und welche nicht.

Bevor ich in die Prüfung dieser Frage eintrete, gebe ich, damit der Leser sich ein selbständiges Urteil bilden kann, aus dem Aufsatz von Hesse das Wesentliche wieder. Der Aufsatz erschien zuerst im Jahre 1919 im Hamburger Fremdenblatt und wurde im 9. Band der Gesammelten Werke Hesses, welcher „Gedenkbücher“ betitelt ist (Berlin S. Fischer 1937) wieder abgedruckt; er ist – ganz gleich, zu welchem Ergebnis man in der vorliegenden Streitfrage gelangen mag – eine schöne Arbeit, die über den alten Raabe und das Wachsen seines Ruhmes so viel des Schönen und Treffenden enthält, daß man gern die Gelegenheit wahrnimmt, auf diesen Bericht Hesses die Freunde Mörikes wie auch Raabes hinzuweisen. – Hesse berichtet:

„Auf einer solchen Reise war es, im Jahre 1909, daß ich also doch einmal meinen Besuch bei einem Manne machte, den ich seit manchen Jahren aufrichtig verehrte und liebte. Ich war zu einer Vorlesung nach Braunschweig gefahren und hatte schon in der Stunde, in der ich die Einladung annahm, gewußt, daß in Braunschweig der alte Wilhelm Raabe lebe, und hatte die leise Hoffnung gehegt, ich würde ihn vielleicht zu sehen bekommen. Und nun war ich in Braunschweig, war von freundlichen Menschen empfangen worden, und noch ehe ich etwa mich zu fragen getraute, ob vielleicht die Möglichkeit bestehe, Raabe zu sehen, hatte man es dort für selbstverständlich gehalten, daß ich ihn aufsuche. Nur bestand eine Schwierigkeit: man pflegte sich mit Raabe in seiner Weinstube zu treffen, und jetzt war er erkältet und ging nicht aus. Aber mein Wunsch, ihn zu begrüßen, wurde ihm zugetragen, und so lud er mich ein, ihn am Spätnachmittag des folgenden Tages in seiner Wohnung zu besuchen. – Die Stunde kam, ich fand mich in Raabes Haus ein; es war schon sehr abendlich und dämmerte stark.

Ich habe keine Erinnerung mehr an das Haus, nur an das Zimmer, in das ich über eine Treppe geführt wurde. Da stand in der Dämmerung eine sehr große hagere Gestalt, mit dem Anzünden einer kleinen Erdöllampe beschäftigt; sie wandte sich mir zu, nach Bildern erkannte ich Raabes Gesicht, und doch war es anders als auf den Bildern. Schmal und sehr hoch in einem langen Schlafrock, stand die friedliche und auch feierliche Gestalt, und von ihrer Höhe blickte ein altes, faltiges, spöttisch-kluges Gesicht zu mir herab, sehr lieb und freundlich und doch ein Fuchsgesicht, schlau, verschlagen, hintergründig, das greise Gesicht eines Weisen, spöttisch ohne Bosheit, wissend, aber gütig, altersklug, aber eigentlich ohne Alter, woran auch die aufrechte Haltung der Gestalt teilhatte, ein Gesicht, ganz anders und doch dem meines Großvaters verwandt, aus derselben Zeit, von derselben herben Reife, von beinahe derselben Würde und Ritterlichkeit, die ein vielfältiges Spiel alter, erprobter Humore überflog und milderte.

Er sprach leise, hieß mich willkommen, deutete an, daß er ungefähr wisse, wer ich sei, und lud mich zum Sitzen ein. Auch er setzte sich, stand aber bald wieder auf, ging hin und her, rückte an der Lampe, und so sieht ihn meine Erinnerung heute noch: in einer kleinen dämmerigen Stube, Bücher auf dem Tisch, Bücher an den Wänden, stehend, sehr groß und aufrecht, aus milden und sehr klugen Augen auf mich niederblickend. Er zeigte mir ein Buch, das auf dem Tische lag und das er zur Zeit las; es war ein Band der Erinnerungen von Moritz Busch, er fragte, ob ich es kenne, fing an von Bismarck zu sprechen, merkte aber schnell, daß ich da sehr wenig beschlagen war und nicht einmal die ‚Gedanken und Erinnerungen‘ ganz gelesen hatte, lächelnd gab er es auf. Lächelnd stand er, der Lampenschein floß an ihm hinauf und ließ sein sanft leuchtendes Gesicht einsam vor den halbdunkeln Bücherreihen schweben. – Ich hatte diesen alten Mann schon oft liebgehabt und hätte ihm jetzt gerne sagen mögen, wie gut ich viele seiner Bücher kenne und wie sehr ich ihn verehere, aber man sagt das einem solch schlauen, alles schon wissenden, alten, ehrwürdigen Zauberer nicht so leicht, es kommt sich da jedes Wort der Verehrung, noch ehe es gesprochen ist, schon erraten und belächelt vor und will nicht mehr aus dem Munde. Aber von ‚Abu Telfan‘ sprach ich dennoch, und ich glaube auch vom ‚Dräumling‘. Dazwischen fragte er nach dem und jenem, nach meiner Reise und ziemlich eingehend nach meiner Familie.

Ich hatte eine Frage, eine Bitte an ihn mitgebracht, aber erst gegen Ende meines Besuches überwand ich meine Scheu und rückte damit heraus. Ich sagte, es sei mir bekannt, daß er vor bald vierzig Jahren längere Zeit

in Stuttgart gelebt habe, und gewiß habe er doch den Eduard Mörike dort gekannt, und ob er mir nicht etwas von ihm erzählen könne. – ‚O ja, Mörike!‘ lächelte er. ‚Sehr gemocht habe ich ihn nicht, offen gesagt.‘ – Ich sagte, das tue mir leid, ich halte von Mörike außerordentlich viel und gäbe wohl etwas darum, ihn noch gekannt zu haben. Jawohl, sagte Raabe, das glaube er mir gerne, und Mörike sei ganz ohne Zweifel ein echter und richtiger Dichter gewesen, gewiß; indessen, was so den persönlichen Umgang unter Kollegen betreffe, da habe er in Stuttgart und auch anderwärts Leute gekannt, die ihm doch lieber gewesen seien. Er sei ein sehr zarter und etwas wunderlicher Mann gewesen, dieser Mörike, und leicht verletzt; manchmal sei er, wenn irgend etwas oder irgend jemand ihm auf die Nerven gegangen sei, einfach ins Bett gelegen und sei ein paar Tage nicht zu sehen gewesen. Ein zarter Mensch und ein bißchen weich gegen sich selber, das sei er wohl gewesen. Gespräche mit ihm? Ja, Gespräche hätten sie manche geführt, aber an Einzelheiten erinnere er sich nun wirklich im Augenblick durchaus nicht. Er lächelte vor sich hin, und voll Spannung startete ich ihn an, denn ich spürte deutlich, daß er sich eben jetzt sehr genau an Mörike erinnerte, ihn vor sich sehe, und hätte viel darum gegeben, das Bild sehen zu können, das ihm jetzt vor Augen stand. Ich sah aber nur ein Lächeln, ein nachsichtiges Lächeln für Mörike, für den feinen Dichter, für den wunderlichen Kollegen, den etwas weichlichen Schwaben. Ich sah: zwischen diesen beiden Dichtern war kaum mehr Freundschaft, Austausch und Spiel gewesen als zwischen Keller und Meyer in Zürich. Ich sah auch oder glaubte zu sehen, wie er den Mörike, dessen Gesicht er jetzt vor sich sah, dessen Rock und Halsbinde, dessen Händedruck und Stimme ihm genau bekannt waren, noch weniger liebte als er aussprach, wie er ihn eigentlich ganz und gar nicht leiden mochte, das aber auch Schonung für mich, den jungen Mörikeschwärmer, nicht schroff aussprechen mochte. – Als ich wieder fortging und er oben an der Treppe stand, der ohnehin hochgewachsene und durch meine Verehrung noch vergrößerte Mann, sah ich im Niedersteigen noch mehrmals zu ihm empor, mit der innigsten Liebe und Bewunderung, zu ihm, dessen schöne, langgestreckte Hand die ‚Akten des Vogelsang‘ geschrieben hatte und ‚Pfisters Mühle‘; der Abschied war mir schwergefallen. Draußen war es schon Nacht, am Abend war ich in Raabes Weinstube, von seiner Stammtischrunde erwartet. Bis dahin lief ich herum, saß in meinem Zimmerchen, dachte an die Stunde bei Raabe, versuchte mich an alles zu erinnern, was er gesagt hatte, verwunderte und entsetzte mich darüber, daß ich schon jetzt, da die Worte unseres Gesprächs kaum verklungen waren, so vieles davon vergessen hatte. Über eine Stelle in Bismarcks Erinnerungen hatte er lebhaft gesprochen; aber die Materie war mir fremd, ich hätte seine Worte, oder auch nur den Sinn, schon jetzt nicht mehr reproduzieren können . . .“ –

Überdenkt man diesen Bericht Hesses und hält man sich

vor Augen, was wir aus Raabes Briefen und seinen Äußerungen gegenüber Fritz Hartmann wissen, so gibt es nur zwei Möglichkeiten, entweder ist die Darstellung Hesses unrichtig oder die Raabes; einem Irrtum unterfallen kann jeder Mensch, das ist bei Raabe denkbar ebenso wie bei Hesse. Gleichwohl kann es nicht zweifelhaft sein, daß der Irrtum auf seiten Hesses liegt, dies aus den folgenden Erwägungen:

Von Hesse besitzen wir lediglich die eine Äußerung, von Raabe dagegen mehrere, und zwar sowohl briefliche wie auch mündliche, überdies aus verschiedenen Abschnitten seines Lebens. Daß Raabe mit Mörike persönlich niemals bekannt wurde, hat er zuletzt im Jahre 1900 an Professor Maync ausdrücklich geschrieben, und selbst wenn man unterstellen wollte, daß Raabe damals der Wahrheit ausgewichen wäre, etwa um sich einer weiteren Befragung zu entziehen, so hat Raabe die gleiche Äußerung auch gegenüber Hartmann getan. Da dieser erst im Jahre 1891 mit Raabe bekannt wurde, kommt auch diese Äußerung Raabes in den letzten Abschnitt von dessen Leben zu liegen und es ist die Unterstellung, daß Raabe auch hier das Gegenteil von der Wahrheit gesagt hätte, wohl nicht erlaubt, das um so weniger, als die Äußerungen Raabes gegenüber Hartmann vertraulicher Art waren und deshalb Raabe irgend eine ihm unwillkommene Auswirkung seiner Äußerung nicht zu befürchten hatte. – Es kommt hinzu, daß Raabe die gleiche Angabe schon Jahrzehnte früher gegenüber dem Verleger Hallberger gemacht hatte, nämlich im Februar 1868; daß aber nach diesem Zeitpunkt Raabe mit Mörike bekannt geworden wäre, ist als völlig unwahrscheinlich abzulehnen, denn Raabe hat zwar bis 1870 in Stuttgart gewohnt, doch Mörike war schon 1866 von dort verzogen, und wenn die beiden während der gemeinschaftlichen Stuttgarter Jahre nicht den Weg zueinander fanden, so ist das für die spätere Zeit so gut wie ausgeschlossen.

Ich vermag daher zu keinem anderen Ergebnis zu gelangen, als dem, daß die verschiedenen Äußerungen Raabes richtig sind und daß Hermann Hesse einer Selbsttäuschung unterlegen ist. Wir müssen nach wie vor daran festhalten, daß die beiden einander persönlich nicht gekannt haben.

Nach Abschluß dieser Darlegungen wird bekannt, daß Hesse seinem Aufsatz über Raabe im 9. Band seiner Gesammelten Werke nachträglich ein Blatt folgenden Inhalts beigegeben hat: „In meiner Erzählung ist eine Stelle als zweifelhaft zu bezeichnen, da sie nur auf einem Gedächtnisfehler, sei es bei mir oder bei Raabe, beruhen kann. Raabe hat nämlich, wie ich später entdeckte, mehrmals deutlich bekannt, daß er Mörike nicht persönlich gekannt habe. – Bei meinem Besuch war Raabe etwa achtundsiebzig Jahre alt, und zwischen meinem Besuch bei ihm und der Aufzeichnung des Gedenkblattes für ihn liegen wieder etwa vierundzwanzig Jahre. Wie immer der Irrtum mag entstanden sein, der Leser möge ihn korrigieren. Was die übrigen Äußerungen Raabes über Mörike betrifft, so kann ich für die Zuverlässigkeit meines Gedächtnisses einstehen. Sein Urteil über die Person Mörikes beruhte also nicht auf persönlicher Bekanntschaft, sondern auf Hörensagen.“

Musikalisches Porträt einer kleinen Stadt

Zur Geschichte der Musikpflege in Giengen a. d. Brenz

Von Ernst Häußinger

In der Reichsstadt Giengen erfreute sich die Musikpflege, als Lebensäußerung kulturbewußten Bürgertums, wie in anderen Reichsstädten, seit jeher einer eifrigen Förderung durch Rat und Stadtregent. Die im Verlauf des Mittelalters wohlhabend gewordenen Stadtbürger sahen in der Förderung der Musik in den Mauern ihrer Städte eine Gelegenheit zur Repräsentation, wenn auch strenge Zunftgesetze eine ähnlich prächtige Entfaltung, wie sie an den Fürstenhöfen üblich war, nicht zuließen.

Die Stadt Giengen war, wie der Ulmer Geschichtsschreiber Martin Zeiller in seinem „Kleinen Schwäbischen Zeitbuch“ 1653 berichtet, ein einigermaßen wohlhabender Ort: „Vor seinem Unfall und Brandschaden (am 5. September 1634, nach der Schlacht bei Nördlingen) ein lustiges wolvermögliches Reichs-Stättlein“ und das „Land daherumb lustig und fruchtbar“, so daß die Hoffnung bestehe, daß „wegen der guten Gelegenheit deß Orts“ und weil nun 1653 „ziemlich Leut sich wieder allda befinden“, das Stättlein „sich langsam wieder erholen werde können“.

Trotzdem ist die Steuerkraft der freien Reichsstadt nicht gerade groß gewesen, denn beim sog. Reichsanschlag (d. i. der Beitrag der Reichsstände und Städte zur Unterhaltung des Reichsheeres) rangierte Giengen neben Aalen mit 60 Gulden monatlicher Abgabe unter den Reichsstädten Ostschwabens ziemlich weit unten. Die reichen Städte Nördlingen mit 260 fl. und Dinkelsbühl mit 208 fl. sind hier führend neben Schwäbisch Gmünd mit 176 und der gefürsteten Reichsabtei Ellwangen mit 132 Gulden.

Die Musikpflege im Mittelalter

Obwohl die Kunst, wie man zu sagen pflegt, nach Brot geht, muß im mittelalterlichen Giengen ein reges musikalisches Leben geherrscht haben. Davon zeugt der Name des Meistersingers *Liebe von Giengen* (um 1400), dessen Name vermuten läßt, daß auch in der kleinen Stadt an der Brenz mindestens vorübergehend eine Meistersingerzunft bestanden hat, wie sie die reichen Nachbarstädte Ulm und Nördlingen als Vorbild anboten; weiterhin auch der Name des gebürtigen Giengers *Johannes Keck*, der, in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts lebend, als Magister in Basel und später als Benediktiner des Klosters Tegernsee einen guten Ruf als Musikgelehrter genossen hat und als Verfasser eines Musikalischen Traktats in lateinischer Sprache bekannt geworden ist.

Zweifellos ist die Tatsache praktischer Musikpflege und theoretischer Beschäftigung mit den mathematischen und philosophischen Grundlagen der Musik, die sich in den beiden genannten Namen kundtut, auf das Bestehen der Lateinschule in Giengen zurückzuführen, an der tüchtige Präzeptoren die Bedürfnisse der Bürgerschaft nach einer wohlausgestatteten Kirchenmusik und Festmusik für profane Anlässe wohl zu erfüllen vermochten und auch in der Lage waren, dem Wissensdurst ihrer Scholaren nach einer wichtigen Disziplin der sog. sieben freien Künste, nämlich der Beschäftigung mit den theoretischen Voraussetzungen der Musik, Genüge zu tun. Einer dieser Giengener Präzeptoren ist in die Musikgeschichte eingegangen. Es ist *Stephan Faber*, der von 1605–1632 an der Giengener Lateinschule lehrte. Er stammte aus einem oberfränkischen Musikergeschlecht, als dessen Vertreter weiterhin der Musikgelehrte *Heinrich Faber* (um 1550 Magister an der Universität Wittenberg) und der Präzeptor und Komponist *Benedikt Faber* (1602–1631 in Coburg lebend) genannt sein mögen. *Stephan Faber* stammt aus dem Dorf Lonnerstadt, das zwischen Nürnberg und Bamberg abseits im Steigerwald liegt.

Die Giengener Lateinschule muß also einen gewissen Ruf gehabt haben, wenn der wahrscheinlich als Komponist wohlbekannt *Stephan Faber* den Weg ins Brenzthal findet. Seine Sammlung von dreistimmigen Gesängen für den Schulgebrauch (sog. *Tricinien*) muß zu seiner Zeit einigermaßen verbreitet gewesen sein.

Daß Giengen als Stätte des Orgelbaus nicht erst seit jüngster Zeit bekannt ist, davon zeugt die Tatsache, daß ein *Andreas Linck* im Jahre 1515/16 die erste Orgel der Abtei Neresheim aufbaute, und der Giengener Orgelbauer *Matthäus Maurer* um 1620 die Orgel in der damaligen Neresheimer Klosterkirche errichtet hat.

Der Chor der Lateinschule

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts vollzieht sich in Giengen, wie auch anderwärts, ein Niedergang der Schul- und Kirchenmusikpflege und damit ein Verfall der allgemeinen musikalischen Volkskultur. Der Gesangschor der Lateinschule hörte wohl, wie auch in anderen Reichsstädten gegen 1790, zu bestehen auf. Er, der mehrere hundert Jahre lang die sonntägliche und festtägliche Kirchenmusik mit einer Kantate zu besorgen hatte, der bei Trauungen und Beerdigungen die Mottete zu singen hatte und bei der weltlichen Hochzeitsfeier auf der Zunft- oder Ratsstube zur Ergötzung der Gäste

seine „Gassenhawerlein“ und „Reutterliedlein“ zum besten gab, dieser Lateinschulchor verfällt während der Aufklärungszeit mehr und mehr, weil ein akademisch vorgebildeter Präzeptor, der gleichzeitig als Lateinlehrer und Musikdirektor fungieren kann, nicht mehr zu bekommen ist. Das rationalistische Zeitalter sucht als Lehrer den Nur-Wissenschaftler, und in der Lateinschule ist bei der vermehrten Bedeutung der mathematischen und naturwissenschaftlichen Disziplinen für die Schul- und Kirchenmusik kein Platz mehr.

Die Ratsmusikanten

Die andere mittelalterliche Einrichtung einer Reichsstadt, die Bestellung von Ratsmusikanten, hat sich in Giengen bis in das letzte Jahrhundert erhalten. In der Stellenbeschreibung des Pfarramts Giengen von 1827 werden zwei Stadtmusiker aufgeführt, die zugleich das Hochwächteramt zu versehen haben. Sie erhalten jährlich je 4 Gulden von der Kirchenpflege für ihre Mitwirkung bei der Kirchenmusik, denn sonst sind diese Ratspfeifer oder Stadtzinkenisten zunächst städtische Beamte gewesen. Die Zahl von zwei Stadtmusikanten erscheint recht gering; sicherlich ist auch hier ein Niedergang eingetreten, denn für eine Stadt von der Größe Giengens muß man in früheren Jahrhunderten etwa 5 bis 8 Ratsmusikanten annehmen, die damals noch vielfältige Aufgaben hatten und deren Besoldung durch den Rat so ausreichend war, daß ein Teil von ihnen auf eine nebenamtliche handwerkliche Tätigkeit verzichten konnte. Das gilt besonders von den sog. Hochwächtern, welche, auf dem Stadtturm hausend, die Aufgabe hatten, ausbrechendes Feuer und nahende Feinde durch Warnsignale auf ihrem altertümlichen Blasinstrument, dem Zink, anzuzeigen, und die den Besuch erlauchter Persönlichkeiten mit festlicher Turmmusik anzukündigen hatten. Täglich mußten sie zu bestimmter Stunde mit Zinken und Posaunen einen vierstimmigen Choral zur Erbauung der Stadtbürger vom Turm blasen. Diese mittelalterliche Einrichtung hat sich erfreulicherweise in vielen Städten bis heute erhalten.

Neues Leben in der musikalischen Volkskultur

Die musikalische Aufgabe des „lateinischen Praeceptors“ geht um 1800 auf den „deutschen Schulmeister“ über. Die Lehrerbildung wird fortan mehr und mehr von eigenen Ausbildungsstätten, den Lehrerseminarien, wahrgenommen, während es bisher üblich war, daß der künftige Erzieher als „Lehrling“ bei einem erfahrenen Schulmeister mehrere Jahre das Schulhandwerk erlernte. Mit der planmäßigen pädagogischen Ausbildung geht nun mehr und mehr eine gründliche gesangliche und instrumentale Ausbildung einher.

Der Anstoß zu dieser segensreichen Entwicklung geht aus von dem Schweizer Philosophen *Job. Heinrich Pestalozzi*, dessen neue Prinzipien der Erziehungslehre in der Schweiz und in ganz Deutschland um 1800 lebhaften Widerhall fanden. Er erkannte, obwohl er selbst

nicht musikalisch war, daß die Beschäftigung mit Musik und Gesang ein wichtiges Mittel der Menschenbildung sei. Er beauftragte deshalb den Züricher Musikdirektor *Hans Georg Nägeli* mit der Abfassung einer Methodik des Gesangunterrichts an den Schulen, welche 1810 erschien. Auf die Anregung dieser Gesanglehre hin werden überall in der Schweiz und in Süddeutschland Chöre von Schülern und Erwachsenen ins Leben gerufen. Württemberg war eines der ersten deutschen Länder, in denen die Pestalozzischen Ideen, insbesondere auf dem Gebiet des Schulgesangs, in die Tat umgesetzt wurden. Um 1825 müssen sich die württembergischen Schulen auf Anordnung der Schulbehörde mit den Leitfäden der schwäbischen Gesangsmethodiker Wohlbold und Kübler beschäftigen, die in ihren Gesangsschulen auf Nägeli aufbauen.

Nach einer Reihe von Vorübungen will man in allen Schulen zu einem dreistimmigen, wenn möglich zu einem vierstimmigen Gesang mit den Schülerchören kommen, wobei der Choralgesang im Mittelpunkt steht. Da die Kirchenbehörde damals auch gleichzeitig Schulbehörde ist, finden sich in den Pfarrberichten dieser Zeit Anzeichen von dem Eifer, mit dem damals Lehrer und Schulaufsicht zusammenarbeiten, um das Ziel einer Veredlung des Volksgesangs zu erreichen.

Die Wirkung dieser erfreulichen Bewegung beschränkt sich nicht allein auf die Schulen. Auch für die Erwachsenen werden Singschulen oder – wie man damals sagte – Singvereine eingerichtet. Diese Bemühungen zielten zunächst auf eine Verbesserung der Kirchenmusik und des Kirchengesangs durch die Gemeinden. Man glaubte nämlich, daß es gelingen müsse, nach wenigen Jahrzehnten methodischen Gesangunterrichts die ganze Kirchengemeinde zu einem allgemeinen vierstimmigen Choralgesang zu bringen.

Um den Eifer der Lehrer für den Schul- und Chorgesang anzuspornen, gibt das evangelische Consistorium 1826 den Dekanaten bekannt, daß Seine Majestät der König für diejenigen Schullehrer, welche im Gesangunterricht, vorzüglich außer den Schulstunden, sich auszeichnen, jährlich 10 Gulden als Preis ausgesetzt habe. Diese Prämie wird alljährlich an sechs Lehrer verliehen. Im Giengener Pfarrbericht auf Lichtmeß 1833 lesen wir, daß unter solchermaßen ausgezeichneten Lehrern sich auch zwei Giengener befunden haben, und daß der „Mädchenschullehrer Kochendörfer und der Knabenschullehrer Beckh Belohnungsdekrete wegen ihres anhaltenden Fleißes im Gesangunterricht und für die Förderung der Gesangsausbildung in der Gemeinde erhalten haben“.

Die Kirchenmusik

Die deutschen Schulmeister besorgen also seit etwa 1820 mit ihren Kindern der Oberklassen den Kirchenchor und setzen die Tradition des Lateinschulchores fort. Dem Bedürfnis nach einem gemischten vierstimmigen Chorgesang wird in Giengen dadurch Rechnung getragen,

daß die Kirchenpflege neben den Ratsmusikanten sogar noch drei „Sänger“ mit jährlich je 4 Gulden besoldet (Giengener Pfarrbeschreibung von 1827). Das ist um diese Zeit eine immerhin ungewöhnliche Erscheinung, wenn es sich hier auch natürlich nur um eine nebenamtliche Tätigkeit handelt. Die hauptberuflichen Singschöre der älteren Zeit sind schon längst aus den Residenzen der Fürstenhöfe und von den Emporen der großen Dome und Münster verschwunden. Sie mußten den aufkommenden Berufsorchestern der Klassikerzeit Platz machen und sanken auf die Stufe des Laientums zurück.

Die drei Giengener Kirchensänger, bei denen man sich in der Musik geübte Laien vorzustellen hat, bilden dann zusammen mit den von Berufs wegen zum Kirchengesang verpflichteten deutschen Schullehrern und Provisoren die Unterstimmen für den gemischten Schulchor.

Auch sonst ist die Kirchenmusik für eine kleine Stadt wie Giengen wohl bestellt, denn im Stellenplan der Kirchengemeinde von 1827 sind angeführt: 1 Organist, 1 Cantor und 1 Musikdirektor. Es handelt sich aber nur noch um Erinnerungen an die ehemaligen Glanzzeiten der freien Reichsstadt, denn die Stellen werden nur noch von zwei Leuten versehen, nämlich vom Knaben- und Mädchenschullehrer im wöchentlichen Wechsel. Ihre jährliche Entlohnung hierfür beträgt (nach der Pfarrbeschreibung von 1827, S. 35): 1. für die Kirchenmusik 20 Gulden und 2. für die Dienste an der Orgel und den Gesang 20 Gulden.

Der Kantor (im eigentlichen Sinn der Vorsänger) hatte damals nach der kirchlichen Aufführungspraxis die Aufgabe, durch Vorsingen und Handbewegungen den Choralgesang der Gemeinde zu leiten. Das war nötig, denn nach damaliger Gewohnheit schaltete der Organist bei der Choralbegleitung nach jeder Choralzeile eine Pause ein, die er durch ein improvisiertes Zwischenspiel auszufüllen hatte. Den Beginn der folgenden Choralzeile mußte der Kantor, der zu diesem Zweck unten im Kirchenschiff seinen Platz hatte, durch Handzeichen und durch das Vorsingen des richtigen Einsatztones der Gemeinde anzeigen. Die Aufgabe des Musikdirektors war es, den Kirchenchor zu leiten. An gewöhnlichen Sonntagen beschränkte man sich wohl meist auf das Singen mehrstimmiger Choräle, während man an Festtagen unter Heranziehung von Instrumentalisten, von Streichern und Bläsern, den sogenannten Figuralgesang pflegte. Unter Figuralgesang verstand man freie kirchliche Kompositionen auf Hymnen, Psalmen u. ä. Texte, die in der Regel auch nur vierstimmig homophon gesetzt waren (Beispiele finden sich in J. H. Knechts Choralbuch von 1799). Die polyphone Satzkunst der Barockzeit war also ganz verlorengegangen.

Die schon erwähnten Bestrebungen, in allen Gemeinden den allgemeinen vierstimmigen Choralgesang einzuführen, werden stark gefördert durch einen „Verein zur Verbesserung des Kirchengesangs“, dessen Initiatoren

der Stuttgarter Stiftsorganist und erste Dirigent des Stuttgarter Liederkranzes, Conrad Kocher, der Universitätsmusikdirektor Friedrich Silcher in Tübingen und der Musikdirektor am Hauptschullehrerseminar in Eßlingen, Frech, waren.

Auch in Giengen unterstützt man diese Bestrebungen wohlwollend, denn in einem Bericht von 1828 schreibt der Pfarrer an den Dekan in Heidenheim, daß während des Sommers im Anschluß an den Hauptgottesdienst ein eigener „Singverein“ wenigstens einmal im Monat abgehalten werde.

Ob nun Giengen zu den 35 Gemeinden Württembergs gehört hat, in denen (nach einem Bericht des „Vereins für vierstimmigen Kirchengesang“ des Jahres 1842) der vierstimmige Choralgesang der ganzen Gemeinde mit Erfolg durchgeführt wurde, wissen wir nicht. Die Bestrebungen dieses Vereins, dessen Mitglieder im ganzen Lande wirkten, scheiterten letztlich um 1840 an menschlichen Unzulänglichkeiten ebenso, wie an Forderungen, die weit über das Ziel hinausschossen, nicht zuletzt aber auch an einer allzu optimistischen Methodengläubigkeit.

Wenn aber der obengenannte Bericht des Vereins an den König zur Verteidigung seiner Prinzipien angibt, daß die Übungen im vierstimmigen Gemeindegesang zu einer Veredlung des weltlichen Chor- und Volksgesangs geführt hätten, die sich in verschiedenen großen und zahlreichen Liederfesten und in der Mitwirkung der Liederkränze bei den erfreulichsten Landesfesten bewährt und selbst über die Gaue benachbarter Staaten sich vorbereitet habe; ferner, daß der angeordnete methodische Gesangsunterricht wegen der daraus hervorgegangenen Singfestigkeit zur Stiftung einer bedeutenden Anzahl von örtlichen und Bezirks-Kirchengesangvereinen und Liederkränzen geführt habe, so hat er sicher allen Anlaß, auf die Erfolge stolz zu sein. Dies trifft auch auf die Verhältnisse in Giengen zu: der oben erwähnte „Singverein“ ist zweifellos der Ursprung für einen der Giengener Gesangvereine.

Um 1840 ist dann die Trennung von kirchlichem und weltlichen Chorwesen wohl endgültig vollzogen worden. Die Männerchöre pflegen vaterländisches Volksgut und – unter Silchers Einfluß – das Volkslied, sehen aber daneben ihre Aufgabe zunächst auch weiterhin darin, den sonntäglichen Gottesdienst verschönern zu helfen, wie dies das Beispiel des „Sängerkranzes“ Heidenheim beweist, dessen 18 Mitglieder sich 1840 bereit erklärten, zur „Veredlung des Kirchengesangs“ beizutragen, indem sie sich „jeden Sonntag vorläufig durch Teilnahme am Choral und in außerordentlichen Fällen unter Mitwirkung des Orchesters zur Aufführung von Figuralgesang verstehen“.

Erwähnenswert wäre schließlich auch noch die Gründung einer Musikschule in Giengen im Jahre 1830, erwähnenswert deswegen, weil sonst die Errichtung von Musikschulen oder Konservatorien in Deutschland in eine weit spätere Zeit fällt. So wurde z. B. die älteste

deutsche Musikschule von Bedeutung, das Leipziger Konservatorium, erst 1843 eröffnet. Das Stuttgarter Konservatorium besteht seit 1856.

Quellen: Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Bd. 246 I. – Archiv des ev. Dekanats Heidenheim, Bd. 124 u. 125.

Literatur: Georg Reichert, Der ostschwäbische Raum in der Musikgeschichte, in Ellwanger Jahrbuch 1958–59. – E. Häußinger, Der Gemeindegesang in der ev. Kirche Württembergs in der 1. Hälfte des 19. Jh., in Württ. Blätter für ev. Kirchenmusik, Nr. 6, 1959. – E. Häußinger, Zur Geschichte des Chorgesangs in Württemberg, Schwäbische Sängerezeitung, Heft 10, 1959.

Erinnerung an August Lämmle

Anlässlich der überaus verdienten Ehrungen, die August Lämmle an seinen hohen Feiertagen zuteil geworden, und in den sehr würdigen Nachrufen, die ihm gewidmet worden sind, wurden viele sinnige, zutreffende und liebevolle Anerkennungen geäußert.

Die schönste vielleicht war, er sei das Herz der Heimat gewesen. Seine der so sehr geliebten Schwäbischen Heimat zugeeigneten Dichtungen und Forschungen hätten jedoch kaum den Tiefgang und den Horizont aufzuweisen, die uns immer wieder überraschen und beglücken, wäre er nicht, freilich auch hierin ein echter Schwabe, ein höchst interessierter Reisender, nordwärts und südwärts gewesen.

Seine hellwachen, prüfenden und unermüdlich verarbeitenden Sinne waren sowohl für das Anheimelnde und Vergleichbare aufgeschlossen, als auch für das Neue und Fremdartige, insbesondere auch für die Kunst und die Literatur anderer Völker.

Dazu paßt der Bericht eines meiner Freunde von einer Eisenbahnfahrt, bei der er einen ihm gegenüber sitzenden Herrn beobachtete, dessen Gesicht ganz von einem Band Balzac verdeckt war, in dem er aufmerksam las. Als er das Buch zuklappte, erkannte mein Freund August Lämmles prachtvollen, durchgeistigten Bauernkopf. Dazu passen auch die letzten Zeilen, die ich von dem hochverehrten Manne erhalten habe. Datiert vom 27. 11. 1961 – er starb am 10. 2. 1962 – sind sie mit ganz sicherer Hand geschrieben und stellen seine höflich-gütige Antwort auf mein ihm kurz zuvor zugesendetes Gedichtbändchen: Alles wird Sonnengesang dar. Er schreibt: „da ich selber Kalabrien und Sizilien, dort Palermo, Enna, Catania, Syracus kenne und liebe, besonders die Kostbarkeiten Capella Palatina und Monreale, so wurden mir Ihre Gedichte lieb, sehr lieb. Gratuliere herzlich. Herzliche Grüße von Haus zu Haus. Ihr Lämmle.“

Naturgemäß standen literarische Dinge häufig im Mittelpunkt unserer Gespräche. Einmal sagte Lämmle sehr

ernst, er lege größten Wert auf unablässige Übung, weswegen er täglich wenigstens einige Zeilen niederschreibe. Auch habe er sich stets davor gehütet, ein Thema aufzugreifen, das bereits von einem anderen behandelt worden sei, ja, er habe sogar mehrmals die Arbeit an einem Manuskript eingestellt und etwas ganz anderes begonnen, nachdem ihm bekannt geworden sei, daß ein anderer Autor etwas Ähnliches unter der Feder habe.

Aber auch der Humor kam bei den Unterhaltungen nicht zu kurz, so in dem Bericht von jenem Jüngling, der ihn einstmals besuchte und auf die Frage, was er treibe, selbstbewußt erwiderte, er dichte und zwar in der Art eines ganz Großen im Reich der Schwäbischen Dichtung. Lämmle fragte nur: „Können Sie es so gut wie er? Oder am Ende sogar besser?“

Als wir uns ein andermal über solche Kritiken verwunderten, in denen gewisse Autoren generell über alle Maßen lobenswert, andere hingegen über alle Maßen tadelnswert erscheinen, fragte Lämmle, ob mir der sogenannte Lobkanon bekannt sei. Als ich verneinte, zitierte er folgende köstliche Solidaritätsversicherung:

„Ich lobe dich.
Du lobst mich.
Er, sie, es loben sich.
Wir loben euch.
Ihr lobt uns.
Sie loben alle.“

Auf die Frage hin, ob es auch einen entsprechenden negativen Kanon gäbe, hätte er vermutlich nur knitz geschmunzelt.

Professor August Lämmle in Gesellschaft seiner überaus liebenswerten Lebensgefährtin und seiner engen Freunde zuzuhören und zu beobachten, war eine große, bleibende Freude. Er gehörte zu jenen geborenen Erzählern, deren Tonfall noch aus dem geschriebenen Wort aufklingt.

Karl Heinrich v. Neubronner

Tagung des Arbeitskreises für deutsche Hausforschung

Die letzte Tagung des Arbeitskreises für deutsche Hausforschung fand vom 30. August bis 2. September 1961 in Aachen statt. In der vom ersten Vorsitzenden, Prof. Dr. Schier-Münster, geleiteten Sitzung der Mitarbeiter am Handbuch zur deutschen Hausforschung wurde zunächst referiert über die bereits eingegangenen Beiträge: Dorf und Bauernhof in Bayern von Torsten Gebhard und über das Bauernhaus zwischen Trave und unterer Oder von K. Baumgarten-Rostock; dieser war dabei historisch von der Vergangenheit zur Gegenwart, jener volkskundlich von der Gegenwart zur Vergangenheit vorgegangen; beide Darstellungsarten wurden als berechtigt anerkannt, wie überhaupt jedem Sachbearbeiter weitgehende Selbständigkeit zugestanden wurde.

Es folgten die Berichte über die Bearbeitung der einzelnen Landschaften. Über Württemberg referierte M. Lohß, der auf Grund von kurz zuvor durchgeführten Erkundungsfahrten im Einvernehmen mit Geschäftsführer Dr. Schepers feststellte, daß auch bei uns sozusagen alles im Fluß sei. Manche alten Höfe, die einst die landschaftliche Grundform repräsentierten (Schwarzwaldhaus bei Schramberg, altoberschwäbische Häuser um Waldsee und die ebenfalls einst strohgedeckten Söldnerhäuser der Alb) seien verschwunden und an ihrer Stelle neuzeitliche Bauten erstellt worden, meist in befriedigender Anpassung an die alten Formen und im wesentlichen nach den Anforderungen neuzeitlicher Bewirtschaftung ausgerichtet.

Der Sitzung des Arbeitsausschusses schloß sich die Mitgliederversammlung im Suermondt-Museum an. Prof. Schier begrüßte die stattliche Versammlung, besonders die Gäste aus Österreich, der Schweiz, den Niederlanden und Frankreich; im Gegensatz zu sonst fehlten erstmals die Vertreter aus der Ostzone. Dr. Schepers gab den Jahres- und Geschäftsbericht; es folgte die Entlastung und Wiederwahl des Vorstandes und des Arbeitsausschusses; als Tagungsort für 1962 wurde Passau in Aussicht genommen. Anschließend berichtete Prof. Dr. Franz Petri (Bonn) über die Niederlande in der Frühgeschichte. Die weiteren Vorträge im Suermondt-Museum eröffnete am Donnerstag, 31. 8., der Urbanist R. C. Hekker-Den Haag über Fachwerkbauten in Südlimburg. Dr. G. Simons sprach ausführlich über die Windmühlen des Rheinlandes. Ausgezeichnet referierte Dr. Frentzen-Koblenz über das Bauernhaus in der Westfälischen Landschaft. Darauf berichtete G. Eitzen-Kommern über rheinische Hausformen südlich der Hallenhaus-Grenze.

Zu der Führung durch die Stadt hatte sich Dir. Dr. Feldbusch zur Verfügung gestellt. Im berühmten Rathaussaal galt unsere besondere Aufmerksamkeit den glücklicherweise geretteten Karlsfresken von Alfred Reithel; einem feierlichen Empfang folgte eine eingehende Besichtigung des Karlsdomes und der Schatzkammer, hernach des reizvollen Couven-Museums. Am Abend gab Dr. J. Bender-

macher an Hand einer heiteren Lichtbilderfolge eine humorgewürzte Rückschau auf die vorjährige Tagung in Lübeck und die Studienfahrt nach Dänemark.

Die erste Exkursion führte am Freitag, 1. September, zum belgischen Freilichtmuseum (Openlucht-) in Bokrijk und zu einer Besichtigung von Maastricht. Durch einen schönen Teil der Eifel Landschaft ging es anderntags zum rheinischen Freilichtmuseum in Kommern, das in zügigem Aufbau begriffen ist; den einführenden Lichtbildervortrag hielt Dr. A. Zippelius. Nach gemeinsamem Mittagessen im Museumsgasthof fuhren wir im Bus weiter nach Münstereifel, wo Dr. Beseler die Führung übernahm durch die 1100jährige Eifelstadt mit alter Stadtmauer, Toren, Türmen, historischen Bauten und seinen modernen Kureinrichtungen.

Nachdem auch bei uns das Problem der Erhaltung gefährdeter aber denkmalswürdiger Bauernhöfe schon länger akut geworden ist (siehe „Schwäbische Heimat“ 1961, Heft 1) und im Zusammenhang damit die Frage zur Errichtung von Freilichtmuseen gestellt und befürwortend bejaht wurde („Schwäb. Heimat“ 1962, Heft 1, S. 30 f.), wird man unsere besonderen Verhältnisse in Württemberg dabei im Auge behalten müssen. Wir haben mit manchen unserer stattlichen Dörfer mit ihren schmucken Fachwerkhäusern sozusagen bereits natürliche Freilichtanlagen besonderer Art (im Remstal: Strümpfelbach, Beutelsbach, Endersbach u. a.; im NW: Eltingen, Lienzingen u. a.). Für das baugeschichtlich so wichtige altoberschwäbische Haus, das nur noch in ganz wenigen, auffälligen Letzten erhalten ist („In der Hues“, Post Zollernreute und Meßhausen, beide im Kreis Ravensburg) würde es sich anbieten, diese nach dem für die Hausforschung einst so wichtigen Kürnbach (beim Bahnhof Schussenried) zu versetzen. Dort hat Landrat Heckmann (Biberach) das letzte Althaus gerettet und neu mit Stroh eindecken lassen. Sein Inneres könnte mit dem abbruchreifen Haus von Meßhausen ergänzt werden. Jedenfalls wären zwei oder drei alte, echt oberschwäbische Häuser sozusagen an historischer Stätte eine Sehenswürdigkeit, das eine ist es bereits.

Auch im Schwarzwald wäre manches zu retten. In Sulgen ob Schramberg steht noch unverändert als ein ehrwürdiger Zeuge aus der Vergangenheit (1771) das Haus Lambrecht (betreut von Landrat Frh. v. Ensberg-Rottweil, ist neu mit Stroh eingedeckt). Auf der jenseitigen Höhe wäre beim Fohrenbühl im weiteren eine geeignete Stätte für unsere letzten württembergischen Schwarzwaldhäuser alten Stils („Wälderhäuser“); bei Lauterbach der Hasenhof. Die einst so stattlichen Althöfe: Gifhof, Dollenhof, Wälderbur, Vogtsbauernhof sind alle durch gute, landschaftsgebundene, bauernfreundlich zeitgemäße Neubauten ersetzt. Kleinere Althöfe sind noch erhalten.

Max Lohß

Fundberichte aus Schwaben. N.F. 15, hrsg. vom Württ. Geschichts- und Altertumsverein mit Unterstützung der Staatl. Ämter für Denkmalpflege in Stuttgart und Tübingen und des Württ. Landesmuseums Stuttgart. Stuttgart, Schweizerbarth, 1958. 234 S., 32 Textabb., 74 Tafeln und 2 Farbtafeln. DM 58.-.

Der Band enthält die sehr umfangreiche Fundchronik vom Beginn des Jahres 1956 bis zum Sommer 1958 mit über 250 Fundstellen aus der Altsteinzeit bis zur alamannisch-fränkischen Zeit, den Bodenfunden aus Mittelalter und Neuzeit sowie den Funden antiker Münzen in Württemberg und Hohenzollern. Unter diesen Neufunden verdienen wegen ihrer Einmaligkeit hervorgehoben zu werden die altsteinzeitlichen Geräte und Schmuckformen aus der Brillenhöhle bei Blaubeuren, zu denen der Ausgräber Prof. Dr. G. Riek, Tübingen, einen Vorbericht gibt und die in ihrer Größe und Färbung überraschenden alamannischen Glasperlen von Böttingen und Eislingen, die auf zwei technisch einwandfreien Farbtafeln wiedergegeben werden.

Außer der Fundchronik sind auch diesem Band wiederum mehrere wissenschaftliche Abhandlungen und Berichte beigegeben worden. In ihnen werden Untersuchungsergebnisse, hauptsächlich aus der Altsteinzeit, der römischen und der alamannisch-fränkischen Periode des Landes vorgelegt. Herausgeber und Verlag setzen damit die schon in N.F. 14 begonnene Absicht fort, die Fundberichte aus Schwaben zu einer Fachzeitschrift der württembergischen Vor- und Frühgeschichte zu erweitern. Sie kommen damit nicht nur einem Wunsch in- und ausländischer Fachkreise entgegen. Auch der an der heimischen Archäologie interessierte Laie wird es zu begrüßen wissen, wenn ihm damit die Möglichkeit geboten wird, Einblicke in die Methoden und den neuesten Stand der Forschung zu erhalten. Diesem Bestreben entspricht auch das dem Band beigefügte sehr ausführliche Schrifttumsverzeichnis zur Archäologie Württembergs von 1954-1958.

Es ist geplant, daß die Fundberichte aus Schwaben in einem Abstand von zwei bis drei Jahren in dieser umfangreichen Form erscheinen sollen. Das Manuskript für die Neue Folge 16 liegt bereits abgeschlossen vor.

M. Schröder

Helmut Hölder: *Geologie und Paläontologie in Texten und ihrer Geschichte*. - XVIII und 566 S., 48 Textabb. und 16 Tafelseiten. Sammlung Orbis academicus II/11. Verlag Karl Alber, Freiburg/München 1960. Leinwand DM 48.50.

Schon so manche Geschichte der Geologie und Paläontologie wurde geschrieben; stets aber kam nur der Autor eines solchen Werkes zu Wort und Wertung, der Leser hatte nur abzunehmen. Wer je einen Ausschnitt der Wissenschaftsgeschichte zu erforschen hatte, weiß, wie faszinierend die Denkwelt der „Alten“ sein kann, und zu welcher großartigen Beobachtungen sie bereits fähig waren. Die hier vorliegende Geschichte ist in einem völlig neuen Stil geschrieben: die Geschichte machenden Autoren sprechen in wohl ausgewählten Zitaten selbst zu uns, während der Verfasser sich mit verbindenden und deutenden Bemerkungen begrenzten Umfangs begnügt. Falsch denkt, wer diese selbstgewählte Einschränkung als Abwertung des Verfassers ansieht. Welch gewaltige Geistes-

arbeit war nötig, um die oftmals schwer erhältliche alte Literatur zu erfassen und auszuwählen, um sich in das Wissenschaftsbild vergangener Zeiten einzuleben und das lebendig gewirkte Kleid des wissenschaftlichen Weges ohne Fehl auszubreiten. Wer den Verfasser persönlich kennt, ist nicht überrascht, mehr zu finden, als nur ein vom Verstand geleitetes Nachspüren der Geschehnisse. Hölder spricht von der „Ergriffenheit, die sich ... bei nicht wenigen Verfassern mit der sachlichen Forschung verbindet“. Dies läßt den Leser „die Problemgeschichte nicht nur in ihren rationalen Beziehungen, sondern auch von ihren tieferen Quellen her nacherfahren“.

Es ist unmöglich, dieses umfangreiche Werk in nur wenigen Sätzen zu besprechen. Gerahmt von zwei Teilen mehr naturphilosophischer Art stehen die beiden Hauptteile des Buches. Im „Aphoristischen Aspekt“ wird das geistige Handwerkszeug des Geologen - bereits ausschließlich mit Zitaten - vorgewiesen. Im „Synthetischen Aspekt“ schaut uns das gewaltige Gemälde von der Entstehung der Gebirge an; vor allem ist hier die hohe Schule geologischen Denkens, die alpine Problematik beleuchtet. Der „Analytische Aspekt“ als größter Teil enthält die ganze Fülle geologischer Tatsachen und ihrer Deutung, freilich oft genug auch nur ihrer Problematik. Eines der sechs Kapitel dieses Abschnittes ist der Paläontologie gewidmet. Der „Kritische Aspekt“ macht auf erkenntniskritischer Basis damit vertraut, daß Hypothesen und Theorien ständig zu überprüfen sind, da sie nicht die Wahrheit an sich, sondern nur Erklärungen sind, die von der Denkstruktur des Forschers abhängen.

Ein umfangreiches Verzeichnis klassischer geologischer Literatur ermöglicht das Auffinden der zitierten Arbeiten. Doch erlaubt es bereits das Buch selbst durch seine spezielle Anlage, rasch die Herkunft eines längst in unseren Bildungsschatz übergegangenen Begriffes zu finden. Wie oft ist es bei der eigenen wissenschaftlichen Arbeit wertvoll, sich rückzuerinnern an den Weg der Forschung, eigene Deutungen vielleicht schon zu finden in denjenigen längst dahingegangener Forscher. Allzu oft unterblieb das, jetzt aber ist es möglich gemacht durch das vorliegende Buch.

Schließlich ist die Frage zu stellen, warum das Werk Helmut Hölders in dieser Zeitschrift besprochen wird. Ein nennenswerter Teil der darin aufgezeigten Entwicklungen hat sich in Württemberg abgespielt, gehört also zur Geistesgeschichte unserer Heimat. Nicht selten finden wir Namen bei uns beheimateter Forscher von Rang: v. Alberti, Bauhinus, Branca, Cuvier, Deffner, Koken, v. Mandelsloh, Oppel und Quenstedt. Walter Carlé

Ernst Marquardt, *Geschichte Württembergs*. Metzlersche Verlagsbuchhandlung Stuttgart 1961. XII, 15*, 396 S. Leinen DM 24.50.

Erstmals seit längerer Zeit wurde wieder das Wagnis unternommen, eine württembergische Geschichte zu schreiben - ein schwieriges Unterfangen angesichts der Fülle des Stoffes und der Zahl der wissenschaftlichen Untersuchungen und eine mutige Tat in einer Zeit, welche die eigene Vergangenheit wenig achtet. Es ist nicht das für den Fachmann bestimmte Werk eines Gelehrten, sondern das eines glänzenden Erzählers für jedermann. Es ist Geschichtsschreibung im klassisch gewordenen Sinn des

Wortes, jedoch ohne alle Ansprüche moderner Geschichtsauffassung zu berücksichtigen. In knapper, aber überaus lebendiger Sprache werden die Ereignisse und die handelnden Personen vor Augen geführt. Der Verfasser versteht es, einen uns Heutigen ferngerückten Stoff mit den Mitteln der Erzählkunst und Dramatik so darzustellen, daß die Anteilnahme eines jeden Lesers erwachen muß. Es gelingt ihm dadurch, daß er die Menschen, ihr Denken und Streben, ihre Begabungen, Leidenschaften und Mängel, ihre Erfolge und Niederlagen, ihre sittliche Kraft und ihre Schuld in den Vordergrund rückt. Es erinnert an antike Schriftsteller, wenn fast jede eingeführte Person mit einigen charakterisierenden Prädikaten gezeichnet wird. Die führenden Köpfe der württembergischen Geschichte, vor allen anderen die Landesherren, werden in einprägsamen, treffenden, oft fast zu pointierten Charakterbeschreibungen präsentiert. Sie gerecht zu würdigen, verwandte Marquardt viel Fleiß, und er beweist darin psychologisches Einfühlungsvermögen und die Kunst der Formulierung. Dabei bleibt der persönliche Standpunkt des Verfassers stets spürbar, nämlich der eines bewußten Württembergers, der – bei aller Kritik – das Haus der ehemaligen Monarchen achtet und sich hinter deren Leistungen stellt. Darüber hinaus bezieht er in vielen Einzelfragen Stellung, lobt hier, tadelt dort („aber Ulrich hätte es besser wissen sollen“, S. 78), anerkennt Verdienste und fragt nach dem Verschulden. Marquardts Geschichte ist vorwiegend eine Geschichte der Landesherren, ihrer Mitarbeiter und Gegenspieler.

Bei einer solchen „personalen“ Darstellungsweise müssen die Objektivitäten der Geschichte zurücktreten, einmal nämlich die Institutionen, zum anderen die anonymen elementaren geschichtlichen Kräfte, die gesellschaftlichen Bewegungen und die geistigen Mächte. Dies zeigt sich deutlich in den wirtschaftsgeschichtlichen Abschnitten. Sie bestehen zu einem großen Teil aus aneinandergereihten Kurzbiographien führender Männer, insbesondere erfolgreicher Unternehmer. Der verbindende Text reicht nicht hin, ein tieferes Verständnis für die Hintergründe wirtschaftlicher Wandlungen und Umwälzungen zu wecken. Es fehlt eine Beschreibung der Grundherrschaft, der wichtigsten Wirtschaftsform des Mittelalters. Die im Mittelpunkt zahlreicher wissenschaftlicher Untersuchungen der letzten Jahrzehnte stehende Entwicklung vom Personalverband zum Gebietsterritorium, von der Feudalherrschaft zum Beamtenstaat, eine entscheidende Strukturänderung menschlicher Gesellschaft, findet keine gründliche Darstellung. Die umwälzenden Kräfte der Rezeption römischen Rechts, des Humanismus, der Reformation werden nur beiläufig erwähnt. Könnte man einwenden, es handle sich hierbei um allgemeine, nicht typisch württembergische Bewegungen, so haben sie doch ihre spezifisch württembergische Ausprägung gefunden, die klarer gefaßt werden könnte. Die auffallendste Eigentümlichkeit der neueren württembergischen Geschichte, den Dualismus zwischen persönlichem Regiment und Ständetum hat Marquardt wohl erkannt und eingehend geschildert, seine regentennahe Betrachtungsweise aber verhinderte ein volles Verständnis ständischen Wesens. Eine Beurteilung, die in der Politik der württembergischen Landschaft nur ein eifersüchtiges Wachen über althergebrachte Rechte und ein geiziges, letztlich unverantwortliches Finanzgebahren sieht, verkennt das zu allen Zeiten wohlbegründete Anliegen, absoluter Fürstenmacht Grenzen zu setzen und dem Willen der Gesamtheit oder wenigstens einer führenden Schicht politische Betätigung zu sichern. Am stärksten aber wird der Leser die Mängel der personalen Gesichtsbetrachtung in den beiden letzten Kapiteln empfinden. Die komplexen Vorgänge politischer, wirtschaftlicher und geistiger Natur, die Tendenzen, Probleme und Auswirkungen des Nationalismus, Imperialismus und

Sozialismus lassen sich nicht einfach aus der Sicht und in dem Wirken einiger hervorragender Landsleute darstellen.

Marquardt hat sich gründlich mit seinem Stoff beschäftigt, und seine Darstellung ist, was Einzel Tatsachen betrifft, verlässlich. Nur hier und da zeigt sich mangelndes Verständnis, z. B. wenn er die spätmittelalterliche Gemeindeverwaltung mit Schultheiß, Vogt und Gemeindegericht in die frühstaufische Zeit zurückprojiziert (S. 6) oder von den „Ministerialen und Dienstleuten“ Graf Eberhards im Bart spricht (S. 56). Sein Urteil ist selbständig, oft eigenwillig und mitunter einseitig, so wenn er Herzog Christoph einen „fanatischen Bauherrn“ nennt (S. 114) oder nach der Beschreibung des Bauernkriegs feststellt, „daß durch diesen furchtbaren Aderlaß das Bauerntum für Jahrhunderte als Kulturträger ausfiel“ (S. 89). Marquardts Geschichtserzählung ist anregend durch seine Auffassungen, schenkt uns eine Menge trefflicher Formulierungen und wird durch seine frische, packende Art der Darstellung zweifellos – und verdient – Eingang in eine breite Öffentlichkeit finden.

H.-M. Maurer

Manfred Ackermann, Ein Grenzstreit im Filstal. Veröffentlichungen des Stadtarchivs Göppingen, Band 1. Göppingen 1960. 31 S. mit Tafeln.

Ackermann beschreibt und deutet das einzigartige Kartenwerk des „Filstalpanoramas“ von etwa 1535, dessen verloren geglaubte Hälfte er vor einigen Jahren im Hauptstaatsarchiv Stuttgart durch einen glücklichen Fund wiederentdeckt hat. Es handelt sich um eine farbige Ansicht des Filstales und der begleitenden Höhenzüge. Sie ist von hohem künstlerischen Wert und in der Sicherheit der Zeichnung, der minutiösen Naturbeobachtung, der glänzend abgestimmten Farbgebung unter den frühen Landschaftsdarstellungen Schwabens ohne Beispiel. Zugleich bietet das Panorama die ältesten Orts- und Gebäudeansichten der Gegend und ist dadurch als höchst willkommene baugeschichtliche Quelle zu werten. So läßt sich nun nachweisen, daß die schöne spätgotische Oberhofenkirche bei Göppingen – entgegen der bisherigen Ansicht der Forschung – von Anfang an voll ausgebaute Turmhelme besaß. Ausgehend von der hübschen Abbildung eines Kaufmannszuges und verschiedener Reitergruppen fand Ackermann den ursprünglichen Zweck der Karte: Als es in den Jahren 1532–1537 zwischen dem Herzogtum Württemberg und der Reichsstadt Ulm zu heftigen Auseinandersetzungen über Geleitsrechte gekommen war, wurde sie im Auftrag Ulms als eine Art „Situationsplan“ gezeichnet, hatte also ursprünglich praktische juristische Bedeutung und gelangte mit den Streitakten ins städtische Archiv. Die Veröffentlichung ist reizvoll aufgemacht, enthält mehrere Ausschnitte des Panoramas, darunter zwei farbige, und als Beilage eine verkleinerte einfarbige Reproduktion der Gesamtkarte.

H.-M. Maurer

Erich Weismann, Zur Geschichte der Stadt Weinsberg. Herausgeber: Stadt Weinsberg 1959. 168 S.

Die Stadt Weinsberg tat gut daran, zwölf in Heimatblättern erschienene Aufsätze ihres früheren Dekans gesammelt herauszubringen; denn sie zeichnen sich gleicherweise durch gewissenhaftes Studium und Quellentreue wie durch feine und flüssig lesbare Darstellung aus. Darüber hinaus sind sie ein Beispiel, wie gründliche ortsgeschichtliche Forschung die Sicht historischer Zusammenhänge aufzuhellen vermag. Hervorzuheben ist die Beschreibung der erregenden Vorgänge im Bauernkrieg:

wie Burg und Stadt durch das Bauernheer erstürmt, die ritterliche Besatzung ermordet und dafür später die unschuldigen Bürger von der Regierung unbarmherzig bestraft wurden. Weismann sichtet behutsam die Quellen nach ihrer Glaubwürdigkeit und gab erstmals eine von allen Legenden befreite und doch detaillierte Darstellung – eine Monographie von kulturgeschichtlichem Wert. Die Abhandlung zur Baugeschichte der Stadtkirche gründet auf sorgfältigen archäologischen Beobachtungen und auf Vergleichen mit anderen Baudenkmalen „staufischen Stils“, besonders mit Oberstenfeld und Maulbronn. Der Verfasser weist zwei romanische Bauabschnitte nach (1200–1210, 1230 ff.) und deutet ansprechend die Symbolik des reichen plastischen Schmuckes, der von lombardischen Steinmetzen ausgeführt wurde. Eine gut dokumentierte Skizze ist den Schulen Weinsbergs vom 15. bis zum 19. Jahrhundert gewidmet. Weitere Beiträge gelten der Burg Weibertreu, den wichtigeren Gebäuden der Stadt, dem Weinbau, der Steuererhebung, den Schicksalen im Dreißigjährigen Krieg und schließlich der Zerstörung der Stadt durch amerikanische Truppen im April 1945.
H.-M. Maurer

Aus der Kirchengeschichte von Weißbach, herausgegeben vom Familienarchiv Hornsbuch, Schorndorf o. J. (1959). 119 S., 27 Abb., 2 Faksimiles.

Der Herausgeber dieser Ortskirchengeschichte hat es verstanden, gute Sachkenner für die Mitarbeit zu gewinnen. In der Einleitung gibt K. Schumm einen Überblick über die Entwicklung der Herrschaftsverhältnisse. Im Hauptteil schildert G. Dürr in einzelnen Bildern die Vergangenheit der Kirchengemeinde von der Reformationszeit bis ins 19. Jahrhundert. Es zeigt sich, wie lebendig sich geschichtliche Einrichtungen – z. B. die Kirchenordnung, die Fronen, die Kirchenbuße, der Kirchenkonvent des 19. Jahrhunderts – gerade in ihrer konkreten Auswirkung im kleinen Bereich darstellen lassen. Pfarrer Scheytt beschäftigt sich mit der Reihe der Ortsgeistlichen, unter denen zwei hervorstechen: Jakob Friedrich Ackermann (1782–1820), tätig und rüstig bis ins höchste Alter, von seiner Gemeinde geliebt und geehrt, vom König persönlich ausgezeichnet, und Julius Braun (1838–1844), ein Förderer des Schulwesens und der Volksbildung durch Einrichtung einer Ortsbücherei, Abhaltung von Abendkursen und Herausgabe eines Gemeindeblattes. G. Himmelheber berichtet aus der Baugeschichte des bescheidenen und doch eindrucksvollen Kirchleins, P. Haag von der jüngsten Erneuerung 1957/58. Graf Adelman beschreibt die aufgedeckten Wandgemälde des 14. Jahrhunderts, die als beispielhaft für die Ausschmückung mittelalterlicher Dorfkirchen gelten dürfen. Das in Kunstdruckpapier gedruckte Buch enthält Abbildungen von Urkunden, Siegeln, Grabsteinen sowie von alten und modernen Ortsansichten.
H.-M. Maurer

Ingfried Dold, Die Entwicklung des Beamtenverhältnisses im Fürstentum Fürstenberg in der Zeit des späten Naturrechts 1744–1806 (Veröffentlichungen aus dem Fürstlich Fürstenbergischen Archiv, Heft 17). Allensbach/Bodensee: Boltze 1961. 158 S. DM 12.–.

Über die Geschichte des einstigen Fürstentums Fürstenberg, das durch die Rheinbundakte 1806 auf Baden, Hohenzollern-Sigmaringen und Württemberg aufgeteilt wurde, sind wir besser unterrichtet als über die der meisten anderen Kleinterritorien Südwestdeutschlands. Zu danken ist dies vor allem den seit Generationen vom Fürstlichen Hause großzügig geförderten wissenschaftlichen Bemühungen des Fürstenbergischen Archivs in

Donaueschingen. In der neuesten Veröffentlichung des Archivs hat Dold, angeregt durch Karl Siegfried Bader und beraten von dem Freiburger Rechtshistoriker Thieme, ein interessantes Kapitel aus der Rechts- und Verwaltungsgeschichte des nach mehreren Teilungen seit 1744 wiedervereinigten Landes untersucht. Den Lehrmeinungen der deutschen und ausländischen Jurisprudenz des 18. Jahrhunderts über die Rechtsnatur des Dienstverhältnisses stellt er, aus umfangreichen Donaueschinger Akten schöpfend, die Praxis des fürstenbergischen Kleinstaates gegenüber, die bis zuletzt durchaus privatrechtlichen Auffassungen verhaftet und von der rein öffentlich-rechtlichen Betrachtung etwa des bedeutenden bayerischen Rechtslehrers Nikolaus Thaddäus Gönner (1764–1827) unberührt blieb. In der quellennahen Schilderung der fürstenbergischen Verwaltung und Beamtschaft liegt der landesgeschichtliche Hauptertrag des Buches. Manche der behandelten Verhältnisse dürfen als typisch für den südwestdeutschen Landesstaat des Alten Reiches gelten, so etwa gewisse Verschiebungen in der ständischen Zusammensetzung der Beamtschaft aus Adel und Bürgerum, weiterhin das Erfordernis des Bekenntnisses zur Staatsreligion, die Unübersichtlichkeit der Besoldungsregelung, die Bedeutung der Rangordnungen und Rangstreitigkeiten. In anderem wieder spürt man recht deutlich den Unterschied etwa zu den gleichzeitigen Zuständen des Herzogtums Württemberg; von der Herrschaft der Schreiber und vom Ubel des Ämterkaufs, das sich hier unter Karl Eugen so ausgebreitet hatte, war die fürstenbergische Verwaltung frei, auch konnte in der patriarchalischen Enge des fürstenbergischen Staatswesens das vornehmlich von der Gunst des Landesherrn abhängige Beamtenum niemals jene politische Rolle spielen wie die beamtete, mit dem landständischen Wesen eng verbundene Honoratiorenschicht Altwürttembergs. Die Untersuchung Dolds bietet so über ihr eigentliches Thema hinaus Ansätze zu vergleichender Betrachtung rechts- und sozialgeschichtlicher Fragen im schwäbischen Raum. Dankenswert ist auch, daß der mit gewohnter Sorgfalt gedruckte Band einen Aktenanhang bisher unveröffentlichter Schriftstücke und einige Abbildungen fürstenbergischer Amtsgebäude enthält.
W. Grube

Rechts und links der Wanderwege auf der Blaubeurer Alb. Beiträge zur Heimatkunde rund um Seißen. 2. Heft. Hrsg. im Auftrag der Ortsgruppe Seißen des Schwäbischen Albvereins von Hans Binder. Seißen 1961. 170 Seiten, zahlreiche Abb., DM 3.50. In Kommission bei der Fr. Mangold'schen Buchhandlung, Blaubeuren, Karlstraße 6.

Als im Sommer 1958 das 1. Heft der Seißener Heimatkunde erschien, sagten wir von ihm, daß darin nirgends der Rahmen eines lokal begrenzten Heimatbuchs gesprengt werde (vgl. Schwäbische Heimat, 9. Jg. 1958, S. 154). Das 2. Heft nun sieht das Dorf Seißen in seiner Zugehörigkeit zum Raum der Blaubeurer Alb, in deren Natur, Geschichte und Leben es eingebettet ist. Mögen die Themen der Aufsätze auch auf den ersten Blick etwas willkürlich erscheinen, so lassen sie sich doch in drei Gruppen ordnen: Geschichte, Naturkunde und Volkskunde der Blaubeurer Alb. Keiner der Themenkreise wird erschöpfend behandelt, in jedem werden nur einzelne Punkte angepeilt und beleuchtet; die Auswahl dürfte dabei weithin von den Interessen und Möglichkeiten der zur Verfügung stehenden Mitarbeiter bestimmt worden sein.

Im historischen Teil des Bändchens wird ein kurzer Rückblick auf wichtige Ereignisse aus Seißens Vergangenheit gegeben sowie eine Geschichte seines Filials „Wenndenen“. Eingehend und liebevoll beschreibt Adolf Schahl

unter bau- und kunstgeschichtlichen Aspekten die Pfarrkirche von Seußen. Über Seußen hinaus greift eine Abhandlung aus der Feder von Jonas Köpf über abgegangene Hof- und Weilersiedlungen, Adelsburgen und Kapellen auf acht Markungen der Blaubeurer Alb. Die Deutung der Namen liefert dabei oft den einzigen Anhaltspunkt. Köpf gibt auch eine siedlungsgeschichtliche Erklärung des merkwürdigen Flurbilds der Suppinger Markung. Die aufrechte Gestalt des Schultheißen Johannes Pfetsch (1892–1902) zeichnet Hans Dreher. Indem er dieses Mannes Verdienste um die Albwasserversorgungsgruppe III hervorhebt, leitet er zur Wirtschaftsgeschichte des Raumes über. Rückblicke auf 85 Jahre Albwasserversorgung, auf 90 Jahre Zementherstellung in Blaubeuren und eine Darstellung der Erschließung des Gebiets durch Straßen, Wege und Pfade von der Altsteinzeit bis zur Gegenwart gehören hier her. Auch der Beitrag „Der Wald um Seußen“ ist noch stark der Wirtschaftsgeschichte zuzurechnen, da dieser Wald nicht nur Jagdgebiet und Holzlieferant war, sondern auch lange Zeit als Grundlage für die Viehzucht mißbraucht wurde; erst der Anbau von Futterpflanzen brachte ihm die nötige Schonung und Entlastung. Vogelwelt, Klima und Wetter sind die weiteren Themen des naturkundlichen Teils. Eine Beschreibung des Aronstabs und seiner Rolle als Heil- und Zauberkraut führt hinüber zur Volkskunde. Hier stehen die Sachgüter im Vordergrund: Mit Dingen wie Roßkamm, Dachsfell und Scharlachtuch hat Jonas Köpf das bisher unbearbeitete Gebiet des Pferdeschmucks in Angriff genommen. In einer Gegenüberstellung von drei Bestandsaufnahmen aus den Jahren 3000 v. Chr., 1833 und 1960 gibt Hans Binder eine interessante Schau bäuerlicher Geräte. Eine Betrachtung über das Brot und das Backen schließt den volkskundlichen Teil ab.

Daß der Schwäbische Albverein als Auftraggeber für das Heft zeichnet, begründet den Rahmen, den die kleine Heimatkunde erhalten hat: Am Anfang steht ein Nachruf für den verdienten Gaubmann Hans Reyhing, geschrieben von Karl Götz, und den Abschluß bildet ein Bericht aus der Geschichte der Ortsgruppe Seußen des Schwäbischen Albvereins.

J. Hampp

Hutzelbrot. Ein schwäbisches Mundart-Lesebuch, hrsg. von Fritz Rahn. Langewiesche-Brandt, Ebenhausen 1961. 192 S. DM 12.–.

Das Fehlen einer repräsentativen Anthologie schwäbischer Mundartdichtung gab Fritz Rahn den Anstoß, die mannigfaltigen Ingredienzen zu seinem „Hutzelbrot“ zusammenzutragen und zu einem so köstlichen Gebilde zu formen, daß jeder, dem die schwäbische Mundart am Herzen liegt, beglückt sein muß. In einer kleinen Karte teilt Rahn diese Mundart in West-, Mittel- und Südostschwäbisch ein. Er selbst spricht dabei von „robuster Vereinfachung“ und „summarischer Dreiteilung“; wie sehr diese Karte verallgemeinert, zeigt am deutlichsten die Vielfalt der Texte selbst, die mit einer Unzahl spezifisch schwäbischer Laute und Wörter in allen Schattierungen geradezu über einen hereinströmt. Nicht zuletzt deshalb ist es ein Lesebuch, das nicht bloß zum stillen Fürsichlesen anregt, sondern zum lauten Vorlesen und Vortrag.

Sprichwörter, Anekdoten, Schwänke, Späße und Witze nehmen einen breiten Raum ein neben der literarischen Mundartproduktion, aus der nur ein paar Namen wie Sailer, Buck, Koch, Lämmle, Blau und Überzwerch genannt seien. Das alphabetisch nach Verfassern geordnete Inhaltsverzeichnis führt 30 Namen auf. (Mit Bedauern sei hier das Fehlen eines Verzeichnisses der Überschriften vermerkt.) Prosa, Lyrik und dramatische Szenen stehen in bunter Folge. Zur Prosa gehören z. B. die „Bauern-

predigt“ von Sebastian Sailer, „Das Dunell am Azenberg“ von Martin Lang und Theodor Haerings „Rede auf Alt-Tübingen“. Die Lyrik-Auswahl ist so reichhaltig, daß wir von der Nennung einzelner Gedichte absehen müssen. Doch wenn eine ganz persönliche Wertung erlaubt ist, möchten wir – von den Altmeistern Sailer und Buck einmal abgesehen – Matthias Koch und Sebastian Blau an die Spitze stellen. Die dramatischen Szenen sind Sailers Komödie „Der Sündenfall“ und zwei Stücken Paul Wanners entnommen.

Fritz Rahn hat sein umfangreiches Material nicht etwa chronologisch geordnet, sondern hat es nach Leitmotiven (z. B. „Geistliches“, „Buba und Mädla“, „Hottwoleh“, „Geschichte und Geschichten“, „Viechereien“) in neun Gruppen zusammengefaßt. Dies Vorgehen erklärt sich aus seiner Absicht, in der Anthologie indirekt eine Darstellung schwäbischer Wesensart zu geben. Nach seinen eigenen Worten wollte er das Derbe und Bodenständige, die grüblerische Geistigkeit, die verschämte Zartheit und den religiösen Ernst gleichermaßen in seiner Auswahl einfangen, um ein möglichst vielgestaltiges Bild jener schwäbischen Seele zu zeichnen, in der Dummheit und Klugheit, Grobheit und Zartheit, Nüchternheit und Tiefsinn so wunderbar gemischt sind. Tappelbrüder und „Stundenleut“, Bauern und Wengerter, Schäfer, Flößer, Schneider und Nachtwächter, König und Königin, Marktweiber, Beamtenfrauen und Schwatzbasen, der Wortkarge und die Tugendsame, d' Erbbas und d' Baurebas – eine bunte Schar urschwäbischer Gestalten und Typen zieht durch das Buch. Im Bild des Schwaben steht dabei der heiterhumorvolle, witzige, oft auch sehr derbe Zug im Vordergrund, und es scheint, als taue die Mundart gerade für seine Darstellung am besten. Darum läuft wohl auch die Deutung schwäbischer Wesensart, die Fritz Rahn in seiner „Vorrede“ versucht, in eine Apologie des schwäbischen Mutterwitzes aus. Er schreibt da u. a.: „Wenn der Schwabe durch eine gewisse Scheu dazu geführt wird, lieber grobschlächtig, derb und plump zu erscheinen als zart und empfindsam, so stellt er sich oft erheblich dümmere, als er in Wirklichkeit ist und freut sich noch insgeheim darüber, wenn die Leute, die Unberufenen, darauf hineinfallen. Wer sich darum bemüht, wird bemerken, daß der schwäbische Humor in seinen bezeichnendsten Prägungen von einer oft tiefgründigen Verschmitztheit ist, die erspürt und erraten sein will.“

J. Hampp

„Alt Nürtingen“, Skizzen von Otto Zondler. Selbstverlag des Verfassers (DM 6.50).

In fünfundzwanzig duftigen Zeichnungen des Nürtinger Oberstudienrats Otto Zondler ersteht Hölderlins und Mörikes Heimat, das alte Nürtingen vor unseren Augen. Unwillkürlich wandert man mit durch die alten Gassen und Winkel. Man hört aus dem Seminar die Klänge der alten Übungssorgeln und der alten, ausgeklümperten Tafelklaviere. Man atmet den herben Duft der Gerbereien an der alten Steinach und begegnet am Schloßberg dem Krählesmeckel, durch die Hundsgasse geht ein alter Stromer und am Kroatenhof hört eine Bauernfrau andächtig den Reden des Ähne zu. Und so redet Bild um Bild und wird beim Beschauen lebendig. Und das ist nur möglich, weil die flotten Zeichnungen Gemüt atmen und erzählen. Sie haben es in sich. Bei ihnen muß man nicht das Modewort „Aussage“ gebrauchen, denn hier erkennt das Auge die feinsten Dinge, die aus der Beobachtung und aus der Liebe zu diesen alten Gassen und Winkeln der grauen Stadt am Neckar entstanden sind.

Wer ferne der alten Heimat weilt, wird diese Gabe mit Dankbarkeit aufnehmen und in den Bildern alte, frohe Tage der Jugend wiederfinden.

Wilhelm Schick

Geschäftsstelle: Stuttgart, Charlottenplatz 17, II (Eing. 5) · Fernruf: 22 32 43 · Geschäftszeit: 8–16.30 Uhr

Konten: Postscheckamt Stuttgart 3027, Städt. Girokasse Stuttgart 16430

Pfingsttage 1962 in Ochsenhausen

Zu den diesjährigen Pfingsttagen in Ochsenhausen laden wir mit besonderer Freude ein. Im Mittelpunkt der Veranstaltungen steht diesmal Ochsenhausen selbst und zwar die künstlerische Kultur des ehemaligen Reichsstiftes. Ein Vortrag und Studienfahrten gelten der bildenden Kunst, also Architektur, Plastik und Malerei, wie sie sich im Kloster selbst und den Kirchen sowie Kapellen der einst zugehörigen Klosterorte darbieten. Dabei soll es vornehmlich um die Erkenntnis der tieferen, das künstlerische Leben bestimmenden, bildenden Kräfte gehen, wobei sich unerwartete Einblicke in die Kunst- und Geistesgeschichte des 18. Jahrhunderts bieten. Anton Schmid, unseren Mitgliedern und Freunden als Dirigent mehrerer unvergeßlicher Kirchenkonzerte wohl bekannt, wird sodann das herrliche Instrument der von Joseph Gabler aus Ochsenhausen geschaffenen Ochsenhausener Orgel zu seiner vollen Wirkung bringen. Die traditionelle Ausstellung zeigt das Werk der oberschwäbischen Malerin Romane Holderried-Kaesdorf.

Die bewährte Gastfreundschaft der Bürger und Stadtverwaltung von Ochsenhausen ermöglicht auch in diesem Jahre eine gute Unterbringung und Verpflegung aller Teilnehmer in jeder Preislage. Von Stuttgart aus findet eine Gesellschaftsfahrt im Omnibus statt (Hinfahrt am Pfingstsamstagnachmittag, Rückfahrt am Pfingstmontagabend). Die Teilnehmergebühr beträgt 5 DM, für Nichtmitglieder 7.50 DM; die Kosten der Studienfahrten gehen gesondert und werden sich auf je 4–5 DM belaufen.

Wir bitten um Meldung. Quartiervermittlung nur über die Geschäftsstelle.

Program m

Pfingstsamstag, 9. Juni:

Anreise.

20.00 im ehem. Bibliothekssaal des Klosters Vortrag von Dr. Ad. Schahl „Das künstlerische Leben im Reichsstift Ochsenhausen“ (mit Lichtbildern).

Pfingstsonntag, 10. Juni:

Gelegenheit zum Besuch der Gottesdienste beider Konfessionen. Im katholischen Hauptgottesdienst wird die Missa sexta von Isfrid Kayser unter der Leitung von Chordirektor Anton Schmid aufgeführt.

11.00 „Wir stellen vor“: Romane Holderried-Kaesdorf und ihr Werk. Kammermusikalische Umrahmung unter Leitung von Chordirektor Anton Schmid: Toccata und Fuge für Streichtrio von Siegfried Hildenbrand.

14.00 Studienfahrt unter Führung von Dr. Ad. Schahl: Ochsenhausen – Steinhausen a. d. Rottum (Wallfahrtskirche von 1672/73 und Annakapelle) – Bellamont (barocke Pfarrkirche von 1719 ff. mit den Syrlinfiguren vom ehem. Hochaltar Ochsenhausen) – Ummendorf (Pfarrkirche des 18. Jahrhunderts mit Multschermadonna) – Ochsenhausen.

20.00 Orgelkonzert in der ehem. Klosterkirche Ochsenhausen. An der Gabler-Orgel Chordirektor und Organist Anton Schmid (Ochsenhausen).

Buxtehude, Dietrich, Präludium und Fuge in g-Moll

Buxtehude, Dietrich, „Nun bitten wir den Heiligen Geist“

Buxtehude, Dietrich, Arie für Baß und Orgel
Pachelbel, Johann, Partita „Was Gott tut, das ist wohl getan“

Bach, Johann Sebastian, Toccata und Fuge in d-Moll

Bach, Johann Sebastian, Sonate für Violine und Orgel

Bach, Johann Sebastian, 3 Choralvorspiele:

a) Wenn wir in höchsten Nöten sein

b) O Gott, nun schleuß den Himmel auf

c) Wer nur den lieben Gott läßt walten

Bach, Johann Sebastian, Präludium und Fuge in G-Dur

Pfingstmontag, 11. Juni:

8.30 Studienfahrt unter Führung von Dr. Ad. Schahl: Ochsenhausen – Tannheim (Pfarrkirche, 1702 von Franz Beer) – Egelsee (Kapelle mit wichtigen Figuren) – Bonlanden (Kapelle Hl. Kreuz von 1742 mit volkstümlich ländlicher Ausstattung) – Edenbächen (Kapelle mit spätgotischem Gnadenstuhl) – Laubach (Kapelle mit spätgotischem heiligen Christophorus) – Ochsenhausen (Mittagspause) – Reinstetten (Pfarrkirche von 1740 ff. mit prächtiger spätgotischer und barocker Ausstattung) –

Obersulmetingen (Schloß mit Kapelle) – Untersulmetingen (Kapelle mit kostbarer Ausstattung von 1740) – Niederkirch (Pfarrkirche mit Grabmal für den letzten Abt Romuald Weltin) – Laupheim.

Von hier aus besteht die Möglichkeit, mit einem Bus nach Ochsenhausen zurückzukehren oder mit dem anderen über Ulm abzureisen (vgl. Gesellschaftsfahrt Stuttgart–Ochsenhausen und zurück).

Jahreshauptversammlung 1962

Die diesjährige Jahreshauptversammlung des Schwäbischen Heimatbundes, verbunden wiederum mit der des Verbandes der württ. Geschichts- und Altertumsvereine, findet am 16. und 17. Juni in Heidenheim statt. Wir laden unsere Mitglieder hierzu herzlich ein. Das Programm ist ungewöhnlich reich. Herr Kultusminister Dr. Storz wird über eine brennende Frage des kulturellen Lebens unserer Zeit sprechen. Die übrigen Veranstaltungen wollen das starke, aus grauer Vergangenheit in die helle Gegenwart strömende Leben des Ortes Heidenheim in seinen vielfältigen Erscheinungsformen zu fassen suchen, wobei die Freunde der Vor- und Frühgeschichte, der Volkskunde und des Städtebaus in besonderer Weise angesprochen werden. In allem wird es am wichtigsten sein, zu vernehmen, wie sich eine Stadt selbst versteht. Damit wird auch diese Tagung zu einer wesentlichen Erweiterung und Vertiefung unseres Heimerlebnisses beitragen. Es wäre deshalb besonders erfreulich, wenn das seit langem gesteckte Ziel, die Jahreshauptversammlung immer mehr zum großen Treffen der Mitglieder zu machen, in Heidenheim dieses Jahr sichtbar näher gerückt würde. Wir bitten jedes einzelne Mitglied, den Besuch der Gesamtveranstaltung oder, falls dies nicht möglich, den der Einzelveranstaltungen des Samstags oder Sonntags zu erwägen und in die Tat umzusetzen. Desgleichen bitten wir unsere Vertrauensmänner, gemeinsame Fahrten der Mitglieder nach Heidenheim durchzuführen. Von Stuttgart aus wird eine Omnibusverbindung mit Hin- und Rückfahrtmöglichkeiten sowohl für Samstag als auch für Sonntag hergestellt. Aber auch für Übernachtung in jeder Preislage ist gesorgt. Näheres kann auf einer Karte eingetragen werden, die jedes Mitglied auf seine Anmeldung hin – spätestens bis Anfang Mai – zur Ausfüllung zugestellt erhält.

Program m

Samstag, 16. Juni:

15.00 im Musiksaal des Hospizes:

- a) Referat (mit Lichtbildern) von Rektor Fritz Schneider „Die alte Burg Hellenstein über Heidenheim“.
- b) Referat (mit Lichtbildern) von Architekt Helmut Erdle „Ein neuer Stadtteil entsteht“.
- 17.00 ebenda Mitgliederversammlung des Verbandes der württ. Geschichts- und Altertumsvereine.
- 17.30 ebenda Mitgliederversammlung des Schwäbischen Heimatbundes e. V.
- 20.00 im Konzerthaus: „Wir Heidenheimer“ unter Leitung von Rektor Fritz Schneider mit verschiedenen Beiträgen („Bilder aus Heidenheim“ und „Wir spielen Theater“) unter Mitwirkung von Karl Goetz und Paul Wanner sowie des Werkorchesters der Firma Voith, Heidenheim.

Sonntag, 17. Juni:

- 11.00 im Hospiz Feierstunde mit Begrüßungen und Festansprache des Herrn Kultusministers Dr. G. Storz „Das Verhältnis der Laien zum zeitgenössischen Kunstschaffen“.
- 12.30 Gemeinsames Mittagessen.
- 14.00 Führungen:
 - a) „Steinheimer Becken“, von Oberstudienrat Dr. S. Trautwein;
 - b) „Das Museum im ehem. Schloß Hellenstein“, von Hauptkonservator Dr. A. Walzer;
 - c) „Giengen – Kloster Anhausen – Kaltenburg“, von Prof. Dr. W. Fleischhauer, Direktor des Württ. Landesmuseums;
 - d) „Die städtebauliche Entwicklung der Stadt Heidenheim“, von Oberbaurat Dr. Beck.
- a), c) und d) in Omnibussen.
- 17.00 Ende der Veranstaltungen.

Blaubeurer Tage

Ferienwoche 1962

Die Ferienwoche 1962 des Schwäbischen Heimatbundes findet vom Samstag, 28. Juli, bis Samstag, 4. August, in Blaubeuren statt. Blaubeuren erfüllt alle Voraussetzungen für eine solche Ferienwoche: herrliche Lage an einem wunderschönen Quelltopf in einer walddesäumten und felsengebärgten Schlinge eines alten Donautals, am

Rande der großenteils noch ungestörten Stadt der stille Bereich einer spätmittelalterlichen Klosteranlage, die Wunderwerke spätgotischer Plastik und Malerei birgt, dazu eine Umgebung, die unausschöpfbar reich an Naturschönheiten, Geschichtsdenkmälern und künstlerischen Offenbarungen ist. Wissenschaftler der verschiedenen

Fachgebiete haben sich zur Verfügung gestellt, um – jeder von seinem Ort aus – ans Ganze heranzuführen und dessen Mannigfaltigkeit, teilweise auch Gegensätzlichkeit, ins Bewußtsein zu rufen.

Für Unterbringung und Verpflegung, die ausschließlich von der Geschäftsstelle vermittelt werden, bestehen folgende Möglichkeiten:

a) Unterbringung in Schlafsälen des ev.-theol. Seminars (Kloster) mit Verpflegung im Gasthaus; für die Unterbringung ist ein geringes Entgelt zu zahlen, die Verpflegung (Frühstück, Mittag- und Abendessen) geschieht nach gemeinsamer Karte in mittlerer Preislage (etwa 7 DM).

b) Unterbringung und Verpflegung in Gasthöfen der Stadt zu Vollpensionspreisen (etwa 14 DM).

Die Teilnehmergebühr beträgt DM 10.–, für Nichtmitglieder DM 15.–; die Kosten der Omnibusfahrten gehen gesondert, sie bewegen sich jeweils um etwa 10 DM.

Wir bitten um Anmeldung mit Angabe der gewünschten Unterbringungsart.

Program m

Samstag, 28. Juli:

Anreise.

20.00 im ehem. Refektorium des Klosters Vortrag von Ephorus H. Dilger „Die Klosterschule Blaubeuren“.

Sonntag, 29. Juli:

14.00 Spaziergang längs der Albseite von Blaubeuren mit Besuch des Rusenschlosses unter Führung von Hans Dreher, Jonas Köpf, Dr. Schäfle.

20.00 im Vortragssaal der Stadthalle Vortrag von Jonas Köpf „Über das Volkslied der Blaubeurer Alb“ mit Darbietungen des gemischten Chores Sappingen.

Montag, 30. Juli:

8.00 Studienfahrt „Blaubeurer Alb“ mit H. Dreher, J. Köpf, Albrecht Rieber, Dr. Schäfle: Blaubeuren – Tiefental – Seißen – Wenedach – Suppinger Berg – Sappingen – Laichingen (mit Tiefenhöhle) – Machtolsheim – Merklingen – Scharenstetten – Temmenhausen – Tomerdingen – Böttingen – Bollingen – Herrlingen – Lautern – Wippingen – Sonderbuch – Blaubeuren.

Dienstag, 31. Juli

8.00 im ehem. Refektorium des Klosters Vortrag von Dr. Otto-Günter Lonhard „Das Benediktinerkloster Blaubeuren (1080–1536)“.

10.00 Führungen durch das Kloster (von Dr. Albert Walzer) und die Klosterkirche (Hans Hermann).

15.00 Gang durch die Stadt mit Besuch des städt. Museums unter Führung von H. Dreher.

20.00 im ehem. Refektorium des Klosters „Blaubeuren und die Dichter“, Lesungen; einführende und verbindende Worte Dr. Ad. Schahl.

Mittwoch, 1. August:

8.00 Studienfahrt „Hochsträß und Schmiechtal“ mit H. Dreher, J. Köpf, A. Rieber, Dr. Schäfle: Blaubeuren – Steinbruch – Pappelau – Ringingen – Oberdischingen – Oepfingen – Ehingen a. d. D. – Kirchener Tal – Berkach – Allmendingen – Steinsberg – Schmiecher See – Hohlefels – Blaubeuren.

Donnerstag, 2. August:

8.00 im Vortragssaal der Stadthalle Vortrag von H. Dreher „Die Pflanzenwelt der Blaubeurer Alb“ (mit Farblichtbildern).

10.00 ebenda Vortrag von Hans Binder „Vom Geheimnis des Blautopfes und anderer Karstquellen“ (mit Lichtbildern).

14.00 Besuch eines Zementwerkes.

20.00 im Vortragssaal der Stadthalle von Professor Dr. Gustav Riek „Die Altsteinzeit-Kulturen des Blaun- und Achteales“ (mit Lichtbildern).

Freitag, 3. August:

8.00 Studienfahrt „Lutherische Berge“ mit H. Dreher, J. Köpf, A. Rieber, Dr. Schäfle: Blaubeuren – Ehingen – Altsteußlingen – Briel – Weilersteußlingen – Grötzingen – Tiefenhülen – Sondernach – Hütten – Schmiechen – Schelklingen – Urspring – Blaubeuren.

20.00 Geselliges Zusammensein mit verschiedenen Beiträgen.

Samstag, 4. August:

Abreise.

Schwäbische Heimat - Jahrgänge 1950-1952

Wir erklären uns bereit, die Jahrgänge 1950–1952 der „Schwäbischen Heimat“, gute Erhaltung vorausgesetzt, nach vorausgegangener Verständigung zum Preis von 5 DM pro Jahrgang (bei freier Zusendung an uns) zurückzukaufen. Wir bitten um entsprechende Angebote.

Studien- und Lehrfahrten 1962

Bei folgenden Fahrten (vgl. Heft 1, S. 35 ff.) sind noch Plätze frei: 12. und 20. Mai, 23. Juni (die Führung bei dieser Fahrt hat Dr. O. Rathfelder!), 7. Juli, 8., 16., 22. und 23. September, 6. und 7. Oktober. Die Wiederholung der Fahrt „Bayreuth, Oberpfälzer Senke, Fichtelgebirge“ findet nicht vom 31. Mai bis 3. Juni statt, sondern vom 21. bis 24. Juni. Die Fahrt „Unbekanntes Mittelfranken“ wird zweimal durchgeführt: am 7. und am 8. Juli (Mitteilungen über die Zuordnung wurden schon versandt). Die Fahrten „Eifel“ und „Bayrischer Wald“ werden erst 1963 wiederholt werden, ebenso vermutlich die Fahrt „Mosel“ (bisher nicht ausgeschrieben infolge einer Überzahl von Meldungen des Jahres 1961).